



Berlin, den 28. Juli 1900.

Der Burenkrieg in Großbritannien.

Der Schwerpunkt eines Krieges liegt nicht immer an der Stelle, wo seine Schlachten geschlagen werden. So hat der Burenkrieg neben den südafrikanischen Walsstätten noch einen zweiten Schauplatz, auf dem es vielleicht noch mehr und noch lehrreichereres zu beobachten und zu lernen giebt als an den Ufern des Waalflusses. Mögen die Kriegsberichterstatler über die Theile dieses seltsamen Feldzuges, die sich in Großbritannien selbst abspielen, drüben auch sehr viel weniger freundlich behandelt werden als die an der Front, so liegt doch darin für den Fremden ganz und gar kein Grund, nicht offen auszusprechen, was er während der Kriegszeit auf den britischen Inseln gesehen und erlebt hat. Wenn man zehn Jahre in einem fremden Lande öffentliche Berufspflichten zu erfüllen hatte, wenn Einen mit einer großen Zahl diesem Land Angehöriger nahe Freundschaft verbindet, wenn die finanzielle Grundlage des eigenen Daseins in ihm ruht und man die lebhafteste Theilnahme für die wirthschaftlichen und geistigen Interessen dieses Landes empfindet, dann wird man plötzlichen Erscheinungen gegenüber naturgemäß nicht leicht ungerecht sein und ein freundliches Vorurtheil lieber etwas länger hegen als einer kritischen Anwandlung im eigenen Innern zu leicht ein williges Ohr gönnen. Ich bin zehn Jahre lang, wenn auch nicht britischer Unterthan, so doch britischer Universität-Dozent gewesen und habe in dieser Zeit für den Austausch wirthschaftlicher und geistiger Erkenntniß zwischen beiden Ländern wohl mehr gethan als irgend ein anderer Deutscher. Driben habe ich in ununterbrochener Lehrthätigkeit das Interesse für deutsche Wissenschaft, Literatur, Philosophie und deutsches wirthschaftliches Denken zu vertiefen versucht; durch meine englische Nietzsche-Ausgabe mit ihren umfassenden Einleitungen, durch meine Uebersetzung von Nietzsches Zarathustra ins Englische,

durch die von mir bewirkten Veröffentlichungen der glasgower Goethe-Gesellschaft, durch die Mitarbeit an mehreren großen englischen Zeitschriften und Zeitungen habe ich dem englischen Publikum Kenntniß von deutschen Dingen verschafft. Wie die von mir herausgegebene Nietzsche-Ausgabe, so hat auch meine „Deutsche Lyrik von Heute und Morgen“ (1895) eine besondere englische und eine besondere amerikanische Ausgabe erlebt und mir zahlreiche englische Freunde gewonnen. Muß ich es auch ablehnen, wenn mich ein englisches Blatt mit Max Müller zusammen als die beiden bekanntesten in England lebenden deutschen Gelehrten nennt, so hat doch vielleicht kein Deutscher in allen seinen Arbeiten drüber mehr Werth darauf gelegt, Verständniß für deutsche Art und deutsches Denken zu wecken. In Deutschland habe ich für englische Dinge Ähnliches gethan. Ich habe hier über die Hauptströmungen im modernen englischen Geistesleben berichtet. Dem Agnostizismus und dem englischen Monismus habe ich größere Arbeiten gewidmet, die englische Entwicklungsethik habe ich in meinem Buche „Von Darwin bis Nietzsche“ (1895) zuerst zur Kenntniß des deutschen Publikums gebracht, Huxleys Gestalt habe ich dem deutschen Leserkreise gezeichnet und seine „Sozialen Essays“ mit meiner in Schottland begrabenen Frau zusammen ins Deutsche übertragen. Ueber englisches Universitäts- und Schulwesen habe ich oft geschrieben, bin ich noch öfter als Sachverständiger angerufen worden. Meine Arbeiten über englisches Gewerkevereinsthum sind die einzigen deutschen Arbeiten über den Gegenstand, die nicht im Banne des deutschen Kathedersozialismus stehen, sondern auf Erfahrungen beruhen, die an Ort und Stelle gesammelt sind. Für die Schriften des Vereins für Sozialpolitik habe ich das britische Hausgewerbe in einer Monographie bearbeitet. Der Entwicklung des deutsch-englischen Wettbewerbes habe ich schon vor einem halben Jahrzehnt meine Aufmerksamkeit zugewandt, als die Frage noch keinen Schimmer ihrer heutigen Popularität besaß. Als mir 1897 für Helmholtz „Weltgeschichte“, deren erste Bände sich seitdem einen Weltrauf erworben haben, die Bearbeitung der Geschichte Großbritanniens angetragen wurde, habe ich wohl einige Zeit geschwankt, ob ich dazu berufen sei, dann diese an seltsamen Verwickelungen reiche Geschichte aber doch geschrieben, weil sie mir willkommene Gelegenheit bot, die moderne wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Inselreiches einmal im geschichtlichen Zusammenhange darzustellen. Ich habe vor acht Jahren Rudyard Kipling zuerst in Deutschland bekannt gemacht und seitdem die Aufmerksamkeit meiner Landsleute auf manches gute englische Buch gelenkt, das in Deutschland nicht die Beachtung gefunden hatte, die es mir zu verdienen schien. Auch heute, wo ich, von britischem Studentenpöbel thätlich beleidigt, Großbritannien den Rücken gekehrt habe, folge ich der Entwicklung englischen Wirthschafts- und Geisteslebens mit unverminderter Theilnahme und hoffe,

ihr auch noch manche literarische Studie zu widmen. So ist es ganz gewiß nicht blinde Voreingenommenheit oder Unkenntniß, wenn ich in der Entwicklungshase des heutigen England die Quelle schwerer künftiger innerer und äußerer Verwickelungen sehe. Englands Stellung zu sich selbst und zum Ausland ist mir immer das am Wenigsten Sympathische gewesen, was ich jenseits des Kanals gefunden habe, und die Weiterbildung dieser Stimmungen und Auffassungen während des Krieges muß jedem Menschen zu denken geben, der sie aus der Nähe kennen gelernt hat.

Seit den napoleonischen Kriegen, an denen England freilich mit Menschenopfern auch nicht entfernt so stark betheilt war wie die einzelnen Festlandsstaaten und an deren Schluß der Herzog von Wellington nur durch Blüchers hilfreiche Hand von der Vernichtung gerettet wurde, hat England keinen großen Krieg mehr geführt. Auch am Krimkrieg war es nur Theilhaber. Schon ein niederländischer Kritiker des fünfzehnten Jahrhunderts hat von dem Engländer gesagt, daß er ganz gewiß über Jeden herfallen werde, den er für schwach halte. Diese Politik hat England im neunzehnten Jahrhundert unerschütterlich verfolgt und so an allen Stellen der Erde die billigsten Erfolge eingeheimst. Durch den fortwährenden kolonialen Kleinkrieg, der Indiens Grenzen weit nach Norden vorgeschoben, Egypten und den Sudan unterworfen und im Süden Afrikas unabhsehbare Landstrecken eingetrogen hat, ist das englische Publikum verwöhnt worden. So konnte Lord Kitchener of Khartum, der mit Maximingewehren ein paar Tausend Wilde niedergeschossen hat, als großer Nationalheld gefeiert werden. Nicht die Größe der Waffenthat, sondern der Werth des durch sie gemachten Gewinnes ist der Maßstab geworden, nach dem man drüben den Kriegsrühm bemißt. So hat man eine ganze Anzahl „berühmter“ Generale bekommen, die sämmtlich niemals einem civilisirten Feinde ins Gesicht geschaut haben. Das hat dann im englischen Volk eine kriegerische Prahlerei großgezogen, die jedes Auftreten einer fremden Macht gegen Großbritannien, sei es auch nur mit einem Wort, als hellen Wahnsinn empfindet. So war es schon bei dem Telegramm unseres Kaisers an den Präsidenten Krüger. Der griechisch-türkische Krieg, in dem zahlreiche Briten auf griechischer Seite fochten, und der spanisch-amerikanische Krieg mit seinen bedeutenden Landeroberungen haben die kriegerische Prahlerei erheblich verstärkt und das Volk in den Wahn eingewiegt, daß Alles noch viel herrlicher gegangen wäre, wenn Englands glorreiches Heer im Felde gestanden hätte. Man muß dieses Heer aus eigener Anschauung kennen, um die Komik dieser Auffassung ganz zu empfinden. Unter Gladstone wäre der Transvaalkrieg unmöglich gewesen. Dieser Staatsmann wußte, daß das britische Heer nicht in der Lage sei, irgend welche große Aktion zu unternehmen, — wegen seiner Zusammensetzung aus Taugenichtsen, der mangel-

haften Ausbildung seiner Offiziere, der gänzlich unzureichenden Ausrüstung der Arsenale und der tiefgewurzelten Abneigung des gebildeten Briten, seine Haut zu Markte zu tragen. So schwer es ihm wird: der Brit greift doch immer noch eher in die Tasche, als daß er mit Leib und Leben für Etwas einflände. Er läßt bezahlte Kräfte für das Land suchen, in dessen Glanz er sich mit Vorliebe zu sonnen pflegt. Er erhebt wohl den Anspruch, daß Britannien die Welt beherrschen solle, ja, dieser Anspruch erscheint ihm so selbstverständlich, daß er ihn bei all seinem Denken voraussetzt. Aber bis jetzt ist diese Beherrschung eines Fünftels der Erdoberfläche seinem Volk so spielend leicht gemacht worden, daß es keine Ahnung davon hat, welche Pflichten die Zugehörigkeit zu einem solchen Weltreich dem Einzelnen auferlegt. Ein großes Volk, das diese Pflichten fühlte und willig auf sich nähme, würde gerade wegen des südafrikanischen Krieges sich der nothleidenden Inder doppelt eifrig angenommen haben, um zu zeigen, daß Großbritannien auch zwei solchen Aufgaben zu gleicher Zeit gewachsen sei. Das englische Volk aber läßt sieben Millionen britischer Unterthanen in Indien ruhig hungern. Während des ganzen Winters ist von Großbritannien aus keine Hilfe geleistet worden, die dem Umfang der indischen Hungersnoth entsprach. Einzelne mildthätige Privatleute und einzelne Männer, die sich durch ein bescheidenes Geldopfer ganz gern Popularität erkaufen, wird man in jedem größeren Volke finden. Aber daran, daß das Volk für die britischen „Mitbürger“ in Indien eingestanden hätte, konnte keine Rede sein. Dagegen nahm Jeder eine wichtige Niene an, obwohl ihn weder Krieg noch Hungersnoth betraf, und begann, nach Möglichkeit zu knausern. Der Wegfall der gewöhnlichsten Konzerte, Bälle und Dinereß bewirkte in den britischen Großstädten eine ganz eigenartige Geschäftsstockung. Brotlose Musikanten und Schneider, leidende Stoffgeschäfte und Möbelhandlungen, Kochfrauen und Aufwärterinnen ließen in den Blättern ihre Bitte um Hilfe ertönen und schließlich wurde von der Presse unaufhörlich darauf hingewiesen, daß eine solche plötzliche Einstellung aller größeren Vergnügungen naturgemäß schwer auf Denen lasten müsse, die aus diesen Vergnügungen ihren Unterhalt zögen. Eben so begannen alle Wohlthätigkeitsanstalten, Hospitale, Unterstützungsvereine plötzlich stark zu leiden, weil der Gabenstrom, der sie sonst flott erhielt, jetzt versandete. Dabei stiegen die Kohlenpreise während des außergewöhnlich schneereichen Winters auf das Doppelte und die Eisenpreise auf das Aunderthalbfache ihrer sonstigen Höhe. Auf dem ausgedehnten Konservengebiet gab es eine Lebensmittelvertheuerung. Eine weitere Stockung kam in das Gewerbeleben durch die Einberufung der Heeresreserven. An sich scheint es unglaublich, wie die Entnahme einer so winzigen Anzahl Arbeitskräfte vom Markt eines Vierzigmillionenvolkes eine solche Wirkung haben konnte. Das kann nur der Kenner der britischen

Zustände verstehen. Seit dem Ende der siebenziger Jahre ist es die thatkräftig betriebene Politik der britischen Gewerkvereine, ihre Löhne dadurch hinaufzutreiben, daß sie das Angebot von Arbeitskräften in den einzelnen Industrien möglichst niedrig erhielten. Das geschah durch planmäßige Bekämpfung der nicht organisirten gelernten Arbeiterschaft, vor Allem aber durch Beschränkung der Lehrlingszahl. In einzelnen Gewerkvereinen ging Das so weit, daß nur noch die Söhne von Mitgliedern zur Lehrlingschaft zugelassen wurden. Dadurch wurde das erstrebte Ziel thatsächlich erreicht. Die Zahl der gelernten Arbeiter hob sich nur unwesentlich, aber dafür entstand ein Ueberangebot von Arbeitskräften auf dem Markt für ungelernete Arbeit. Zehntausende, Hunderttausende von tüchtigen Jungen wurden durch diese Politik verhindert, in die Reihen gelernter Arbeiter aufzusteigen, und drückten nun auf den Arbeitsmarkt der ungelerten Arbeit, der ohnehin in den modernen Kulturländern eine Tendenz zur Ueberfüllung zeigt. Weit mehr, als die Löhne der gelernten Arbeit stiegen, fielen die der ungelerten. Nun rekrutiren sich die britischen Reserven und zum kleinen Theil die Miliz fast ausschließlich aus den untersten Schichten der gelernten Arbeiterschaft. Da auf diesem Felde schon vorher drückender Arbeitermangel bestand, mußte die Entnahme weniger Zehntausende störend auf Fabrikbetrieb und Handwerk einwirken. In Glasgow erhielt im Februar der Tischler einen Stundenlohn von einer Mark bei neunständiger Arbeitszeit.

Als ich im Oktober 1899 aus den Sommerferien nach Glasgow zurückkam, um mein Wintersemester zu beginnen, hallte ganz Großbritannien wider von dem Gelächter über die wahnwitzigen Rebellen, die es wagten, sich gegen die Oberherrschaft Ihrer Britischen Majestät aufzulehnen. Trotz dem Gutachten des ersten britischen Völkerrechtslehrers hielt das Volk daran fest, daß Großbritannien der Suzerain Transvaals sei. Der Spazirritt nach Pretoria ward ein Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Chamberlain war es gewesen, der diesen Suzerainetätsanspruch verkündet und an ihm in allen Depeschen nach Pretoria vor Ausbruch des Krieges festgehalten hatte. Jetzt galt es, die Folgerungen daraus zu ziehen. Bestand dies Verhältniß zu Recht, dann waren die Buren auch keine kriegsführende Macht, sondern nur Rebellen innerhalb des britischen Reiches. Dann konnte man aber auch das internationale Kriegesrecht nicht auf sie anwenden. Dann gab es keine Kriegscontrebande, keine Neutralen, kein rechtmäßiges Anhalten fremder Schiffe vor Lourenço-Marquez durch die britische Kriegsmarine, dann konnte Großbritannien seine Ueberlegenheit zur See nicht gegen Transvaal in Anwendung bringen. In Folge dieser Erwägungen wurde die vorher mit Jubel begrüßte Suzerainetät in einem Ministerrath einfach unter den Tisch geworfen. So lange sie dem eigenen Interesse entsprach, hielt man sie hoch und pochte darauf; da sie ihm nun zuwiderlief, war sie nicht mehr vorhanden. Die englische Presse aber brauchte noch einen Monat, bevor sie diese neue Sachlage begriffen hatte.

Der konservativen Jingo-Masse, die den Burenkrieg heraufbeschworen hatte, stand nun aber in Großbritannien noch beim Ausbruch des Krieges eine sehr starke liberale Minderheit gegenüber, die ihn verurtheilte und als eine Schande für den britischen Namen brandmarkte. In der letzten Konvention mit Transvaal war feierlich die Nichteinmischung Großbritanniens in die inneren Angelegenheiten des Landes verbürgt. Jetzt ward die Schwierigkeit der Verleihung der Staatsbürgerschaft des Freistaates an britische Unterthanen der Vorwand zum Kriege. Das war denn doch dem Rechtsbewußtsein weiter Kreise zuwider; der „unselige Krieg“ wurde von vielen Leuten hart verurtheilt. Die Verstimmung darüber war um so größer, als man nicht vergessen hatte, wie viel an Transvaal wieder gut zu machen sei. Erst hatte das britische Kolonialamt mitten im Frieden den Raubzug Jamesons gebildet, und als dann Transvaal die britischen Räuber, statt sie einfach zu hängen, großmüthig ausgeliefert hatte, war auf ein verlogenes Scheinverhör eine Scheinverurtheilung gefolgt, die mit dem begangenen Frevel in lächerlichem Widerspruch stand. In jedem Pferdebahnwagen konnte man damals laute Unterhaltungen darüber hören, die in dem Rufe gipfelten: „Es ist eine Schande, daß Solches geschehen kann.“ Jetzt war noch nicht einmal der Schadenersatz an den Freistaat bezahlt und es kam zu einem Eroberungskriege gegen ihn. Kein Wunder, daß sich unter den Demokraten der Unwille regte.

Da stockten die britischen Operationen in Südafrika. Nach kurzer Zeit waren Ladysmith, Kimberley, Mafeking eingeschlossen. Der „Krieg“, der aus der „Rebellion“ geworden war, spielte ausschließlich auf britischem Boden. Nun begannen zwei Drittel der gesammten britischen Presse, auch gut konservative Blätter, an dem Ministerium, dem Kriegsamt, der Armeeverwaltung bittere Kritik zu üben. Gegen die urältesten Einrichtungen erhob sich ein Getöse, wie es mindestens das letzte Jahrzehnt noch nicht erlebt hatte. Unfähigkeit, Unwissenheit, strafbare Nachlässigkeit, Veruntreuung von Summen, die für die Militärmagazine bestimmt waren, Landesverrath: Alles wurde der Heerführung vorgeworfen. Die daheim gebliebenen Offiziere waren kleinlaut; viele von ihnen sprachen sich aber in ganz ähnlichem Sinn aus. Die Mehrheit des Landes schien davon überzeugt, daß das ganze britische Heerwesen keinen Pfifferling taue. Offen bekannte man, daß man für ewig vor dem Auslande blamiert sei. In London hieß diese Stimmung bis zur Leidenschaft. Der unvorsichtige Beobachter hätte aus diesen Ausdrücken auf eine Vaterlandlosigkeit ohne Beispiel schließen können. Das wäre ein verhängnißvoller Irrthum gewesen. Betrachtete man doch in England den Burenkrieg als ein Spiel, das in jedem Fall zu Weihnachten beendet sein werde. Von den Erfordernissen der modernen Kriegsführung hatte man keine Ahnung. Den Sieg, den unmittelbaren Sieg, hielt man für eine ausgemachte Sache, die nur durch die Unfähigkeit der Heeresleitung ein wenig aufgehalten worden sei.

Angriff von glasgower Studenten auf mich, der mich veranlaßte, mein Lehramt niederzulegen. Daran schloß sich die Demolirung des deutschen Auditoriums der Universität Aberdeen, wobei der deutsche Dozent Hein mißhandelt wurde. In London kam es zu heftigen Ausschreitungen gegen deutsche Läden und deutsche Musikanten. Die Erregung ließ auch kaum nach, als die drei von den Buren belagerten Städte entsetzt wurden.

Hatte man erst den ganzen Krieg als Kleinigkeit aufgefaßt und die kleinen Mißerfolge des Anfangs zu einem regelrechten Feldzuge gegen die Regierung benutzt, so war die Angelegenheit unter den Schlägen des Januar und Februar zur nationalen Sache geworden. Die Opposition verstummte. Ein immer größerer Theil der Presse trat für neue Militärforderungen ein. Trotz der unglücklichen Vertheidigung der ministeriellen Sache im Parlament kam es zu keinem Mißtrauensvotum. Freilich mußte die Regierung eine große Anzahl allzu verfänglicher Fragen unbeantwortet lassen. Das daheim sichtbare Militär bot einen erheiternenden Anblick; steifbeinige Kahlköpfe, halbe Kinder und verdächtig ausschauende Strolchgestalten versahen den Garnisonwachdienst. Alle brauchbaren Leute waren nach Südafrika geschickt worden, um mit zehnfacher Uebersahl den kleinen Burenstamm zu erdrücken. Hatte man in England erst Alles verkleinert, so begann nun die Periode des Ueber-treibens und der Prahlerei. Noch nie war ein Feldzug glorreicher gewesen als der Transvaalkrieg. Roberts' Nordmarsch ward zum Triumphzuge. Als hätte das britische Heer irgend einen ebenbürtigen Gegner im Kampfe für den heimischen Herd aus Haupt geschlagen, so tobte Presse und Volk bei jedem Einzug in einen kleinen Ort, von dem man früher nicht einmal den Namen gekannt hatte. Inzwischen hatten die Kriegskosten die zweite Milliarde Mark überschritten und die Zahl der Toten und dauernd Invaliden betrug schon Zwölftausend. Jetzt ward es Mode, von den unendlichen Opfern zu reden, die der Krieg gekostet habe. Daneben beklagte man sich über den Mangel an Theilnahme, den man — außer bei der Kölnischen Zeitung — im gesammten Auslande fand. Auch das mächtigste Volk kann es auf die Dauer nicht vertragen, daß die ganze übrige Welt es von sich stößt. Der englische Welt-handel hat im letzten Vierteljahr mit seiner empfindlichen Magnetnadel bereits deutlich an drei Stellen Schwankungen gezeigt, die sich nur durch ein plötzliches Abwenden kaufkräftiger Kunden von englischen Produzenten erklären lassen. Heute ist es kein Geheimniß mehr, daß bei einer Unterjochung Transvaals dort keine Mittel vorhanden sein werden, um die Kriegskosten zu bezahlen, und daß Großbritannien die dritte Milliarde Mark eben so wie die ersten beiden aus seiner Tasche zu decken haben wird. Schon sind die Verbrauchssteuern erheblich erhöht, ist der Nationalschuld ein weiteres Stück aufgebürdet worden. England kann diese Lasten tragen, aber es fehlt an Opfer-

muth und Opferfreudigkeit. Jeder sucht sich nach englischer Art von der Stelle zu drücken, wo es Opfer zu bringen gilt. Aus diesem Nationalzuge sind all die Hauptschwierigkeiten des Krieges entstanden. Und diese Schwierigkeiten sind beim Schluß des Krieges nicht aus der Welt geräumt. Ohne Garnisonen von 50000 Mann wird Transvaal für ein Jahrzehnt nicht britisch zu erhalten sein und die Buren werden lieber ihr Land verlassen, als die Kosten dafür aufbringen. Ein zweites Irland, aber ein entferntes und darum zehnfach gefährlicheres: Das ist Alles, was der Sieg über die Buren den Briten bringen wird. Bei jeder auswärtigen Verwickelung Großbritanniens wird es dort Unruhen geben. Ein arisches Kulturvolk ist eben nicht mit wilden Stämmen auf eine Stufe zu stellen. Seit den trüben Erfahrungen, die es im amerikanischen Unabhängigkeitskriege gemacht hatte, hat England aller Welt verkündet, daß es seine Kriege nur im Dienst der Civilisation und des höheren Rechtes führe. Das hat man so oft wiederholt, daß man es schließlich selbst geglaubt hat. Diese demokratisch-liberale Phrase hat gerade in den Kolonien vollen Glauben gefunden. Der Unterdrückungskampf gegen Irland lag den Kolonien fern und ging sie wenig an. Deshalb hat er ihnen die Verlogenheit dieses Programmes nicht gezeigt. Das Aufblühen des britischen Imperialismus aber hat schon in manchen Kolonien Bedenken erweckt, so zum Beispiel unter der australischen Geistlichkeit. „Heute Dir, morgen mir,“ sagt man sich und schüttelt bedenklich den Kopf. Wird das Weltreich, das auf das liberal-demokratische Bekenntniß gebaut ist, sich von seinem Mutterlande und dessen vierzig Millionen Menschen auch durch eine imperialistische Phase schleppen lassen? Die Idee des britischen Zollbundes darf drüben als endgiltig aufgegeben betrachtet werden; denn nur ein knappes Drittel der englischen Ausfuhr geht heute in die englischen Kolonien. Niemand wird dusden, daß man zwei Drittel dieser Ausfuhr gefährdet, um ein Drittel zu schützen, das ohnehin sicher ist. In dem sozialistisch angehauchten Australien beginnen schon die Absperrungsmaßregeln gegen britische Industrieprodukte und britische Einwanderer. Bisher ist es in England nicht gelungen, eine große Interessengemeinschaft mit seinen Kolonien zu schaffen, und ohne sie fehlt dem Imperialismus, dem politischen wie dem wirtschaftlichen, die gesunde Grundlage. Man braucht die Tüchtigkeit des englischen Stammes nicht zu unterschätzen, um zu erkennen, daß er an einem Wendepunkt in seiner Geschichte angelangt ist: er hat ein altes und veraltetes Prinzip aufgegeben, ohne ein neues, gleich weltumfassendes in Bereitschaft zu haben.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Il Fuoco.

Mit einer scheinbar sehr durchsichtigen Symbolik hat Gabriele d'Annunzio die neun Romane, die er vollendet oder versprochen hat, in Gruppen von je dreien geordnet, die er die der Rose, der Lilie und des Granatapfels genannt hat. Er selbst hat ihren Zusammenhang, und wäre es nur ein psychologischer, in der Geschichte seines eigenen Schaffens gelegener, betont. Es ist oft gesagt worden, daß alle Romane d'Annunzios Romane eines Lebens sind. Ihre Männergestalten scheinen, wenn man das widerspruchsvolle Wort gebrauchen darf, psychische Verkörperungen eines Wesens, Seelen, die der Dichter von der feinen löste oder gelöst fühlte und denen er im Wilde seiner Dichtung verschiedenartige Masken des Leibes, der Anlagen, der Umgebung verlieh. Die Romane der ersten Reihe, die der Rose, waren Tragödien unbeherrschbarer, vernichtender Leidenschaft, die Tragödien Derer, die die Rose des Lebens vorweg pflücken und die Opfer ihrer ästhetischen Sinnlichkeit werden. Der Leser, den der grausame und raffinierte Dichter in ihnen entzückte und quälte, hat vielleicht von Denen, die er im Zeichen der Lilie aufgefaßt wissen wollte, eine sanftere Weise erwartet; und in der That: ein milderer Schimmer scheint über sie ausgegossen, eine weltfremdere Luft weht in ihnen, — Das heißt: in dem einen, der bis jetzt erschienen ist. In entrücktere Einsamkeiten werden wir geführt, verschlossener Seelen in ihm eröffnet; aber wieder sind es Opfer der selben unerbittlichen Croix und nur noch sublimierter, noch entschwieger ist die Seelenqual, die sein Thema ist. Nach etwas Anderem fiel darin auf; ein stolzerer Ton als in einem der früheren war in dem Buch angeschlagen. Jene Begeisterung für eine neolatinische Kultur, jener hohe künstlerische Patriotismus d'Annunzios, den all seine neueren Werke zeigen, der ihn zur Politik geführt hat, äußert sich in den „Jungfrauen vom Felsen“ zum ersten Male. Breite Gedanken und hochgespannte Ideen werden zu leitenden Motiven seiner Werke, so sehr, daß die künstlerische Einfachheit der Erzählung manchmal darunter leidet. Aber Niemand, der diese Wunder des Stils und der Sprache einmal genossen hat, wird die Phantasien Claudio Cantelmos auf seinen einsamen Ritten durch die öde Campagna wieder vergessen, jene Erinnerungen uralter Kulturherrlichkeit und die dunkle Sehnsucht nach der großen rettenden That, der erlösenden Persönlichkeit. Er magt es kaum, von sich selbst so viel zu erwarten; eher von seinem Sohn, zu dem er die Mutter erst sucht. Aber ein doppelter Fluch vernichtet die Hoffnung: ein Irrweg führt ihn zu den wunderschönen Töchtern des schwer belasteten Geschlechtes in jene seltsame vulkanische Szenerie von Verfall und Schönheit

und Schrecken; und hier beginnt ein raffinirtes Morden der Seelen. Der Allzulüsterne, Unentschiedene schwankt zwischen den drei Mädchen und anziehend und sieghaft gewinnt er mit einer vergeistigten Sinnlichkeit alle drei und seine, bis zuletzt er selbst und sie in dem quälenden Reiz zu erliegen scheinen. Die zwei anderen Romane dieser Reihe „La Grazia“ und „L'Annunziazione“, sind noch nicht erschienen; d'Annunzio hat sofort auf die „Jungfrauen vom Felsen“ die erste der Erzählungen vom Granatapfel folgen lassen. Das Symbol soll uns offenbar sagen, daß nach den Tragödien der Sterilität die der Fruchtbarkeit beginnen.

„Il Fuoco“, „Das Feuer“, ist der Titel, hoffnungsfrohe Sprüche stehen darunter und eine jauchzende Schaffensfreude, die unbefümmert und siegreich über Alles hinweggeht, erfüllt den Helden des Buches. Es ist der Roman eines Dichters und nie vielleicht ist in künstlerischer Form ein ähnliches Selbstbekenntnis eines Schaffenden erschienen. Es hört dadurch fast auf, ein Roman zu sein; es ist für Menschen geschrieben, die sich in einer ähnlichen geistigen Atmosphäre bewegen, die für jene höchste Kultur und jene höchsten Ziele schaffender Menschen Verständnis haben. Stelio Effrena (der „Bandenlose“) ist sein Name im Buch. Ein unerfüllter Sohn des Glückes, von frühen Erfolgen gekrönt, voll höchsten Ehrgeizes, nicht nur ein Meisterwerk des eigenen Könnens, sondern ein Meisterwerk seines Landes, seiner Städte, seiner Rasse zu schaffen, dabei ein Mensch von glühenden Sinnen, der lebt, als ob er zehn Leben hätte, der Alle mit seinem Feuer befeuert und mit sich reißt, ist der Held des Buches. Die Welt, die ihn umgibt, die Landschaft, das Meer, die Kunst, das Leben von Pflanzen und Thieren, weiß er beständig zu einer von seinem Geist und seinem Wesen imprägnirten Szenerie seiner eigenen Persönlichkeit zu gestalten; er zwingt die Männer zu sich und macht sie zu seinen Helfern und Jüngern, während die Frauen freudig bereit sind, ihm Wonne zu geben und Anregerinnen und Modelle seiner Kunst zu sein. Ein Künstler, der von sich sagen darf: „Es ist kein Zwiespalt zwischen meinem Leben und meiner Kunst, ich gehorche meiner Natur“, dem die blühende und Frucht spendende Granate wie ein Symbol des eigenen Wesens, das geheimnißvoll mit ihm zusammenhängt, erscheint und ihn beständig zuruft: „Nimm und gieb“, der es als seine tiefste Ueberzeugung ausspricht: „daß es kein besseres Mittel giebt, über Menschen und Dinge zu siegen, als sich selbst zu erhöhen und den eigenen Traum von Herrschaft und Schönheit beständig zu steigern.“ Und so legt er wirklich seinen Traum von Herrschaft und Schönheit in Alles und über Alle; und Stadt und Menschen werden in ihn hineingerissen. In der That, ein Meister des Feuers, all der geheimen befeelenden Blüthen dieses Lebens und eben so ein Meister des Mittels, das das subtilste, Funken sprühendste, biegsamste, machtvollste von allen ist: des Wortes.

Der Schauplay, den er diesmal erwählt und mit der ganzen farbigen

Pracht seiner Sprache verschwenderisch und reizvoll, wie ihre eigenen großen Künstler, gemalt hat, ist Venedig; wir sehen die seltsame, bezaubernde Stadt, mit ihren Kirchen, Kanälen und Gäßchen, ihren Palästen am Canal grande, den Rialto, die Lagunen, die Inseln mit ihrer geheimnißvollen Einsamkeit, die hellen und blauen Wasser, den weißen und farbigen Strand, Abende und leuchtende Morgen und trübe Wintertage in ewig wechselnden Lichtern an uns vorüberziehen. Es ist ein Herbstabend; und die Gondel, die an der geschmückten Piazzetta vorüberfährt, scheint dem Zug des sterbenden Sommers zu folgen, der auf der Leichenbarke, in Gold gekleidet, wie eine Dogaresa der großen Zeit, nach Murano fährt, um im opalglänzenden Sarge verschlossen, in die Lagune versenkt zu werden. Er selbst fährt in dieser Gondel, nicht allein, sondern mit der Freundin, die er liebt, der großen tragischen Schauspielerin, der Frau von hundert Masken, die die fernsten Völker entzückt und erregt hat. La donna nomade, die unstete, schweifende Frau, die aus Roth und Glend, fast aus dem Schmutz emporgestiegen ist und sich eine eigenartige wilde Schönheit und eine unendlich vornehme gütige Seele bewahrt hat, ist des Dichters Freundin und zuletzt seine Geliebte. Und sie giebt ihm viel durch ihre liebevolle, bewundernde Freundschaft, durch ihre reiche Geistigkeit, und giebt ihm zuletzt sich selbst, — giebt viel und nimmt noch mehr von dem „Beswoeler“, der sie immer wieder mit dem Reichthum seines Geistes und mit seiner stürmischen, jugendlichen verlangenden Zärtlichkeit berauscht. Aber hinter ihr liegt bereits so viel Leben; sie weiß, daß sie nicht mehr völlig jung ist, sie fürchtet, das erste graue Haar an sich zu entdecken, und sie zittert, den Freund zu verlieren. Jene furchtbaren Geheimnisse der Sinne, die das Schicksal jeder Liebe bestimmen, die dunklen Spuren der Vergangenheit, die in ihrer Erinnerung und in seiner Phantasie besiedelt lebt, manche Schauder, die unaussprechlich und doch so verständlich sind, jene Urwildheit, die die höchsten Ekstasen beherrscht und für sensitive Menschen so leicht verhängnißvoll wird: all Das trifft auch sie mit tödtlicher Wirkung: ein Schaudern vor sich selbst und vor dem Andern! Und doch nicht loskommen können! Und zugleich eine Todesangst, ihn zu verlieren, ein eifersüchtiges Zittern vor einer verborgenen Rivalin, die ihn ihr entreißen könnte. Denn an jenem ersten Herbstabend, wo Stelio bei dem großen Fest im Dogenpalast vor der Königin und der Menge, die ihm wie ein vielgängiges, schuppiges, muschelglänzendes Thier erschien, eine inspirirende Rede über die Kunst Venedigs hielt, hat eine junge Sängerin die „Ariadne“ gefungen, die er nachher bei der Freundin wiederfah und die nicht leicht zu vergessen ist. Und vor den Augen der nicht mehr jungen Frau steht die herbe, kraftvolle Jungfräulichkeit der Andern; sie hat bemerkt, wie die Beiden mit einer Art herausfordernden Tropes einander anblickten, und in quälender,

leidenschaftlicher Angst erinnert sie ihn immer wieder an die Andere, der vielleicht kaum mehr an sie gedacht hätte, obwohl auch ihn schon bei der ersten Nennung ihres Namens eine eigenthümliche Ahnung durchfuhr; und so reißt sie selbst immer wieder die eigene Wunde auf. Sie fühlt, es kann nicht dauern, und er, der, obgleich von ihr erfüllt und entzückt, dennoch nach tausend Seiten unerfülllich begehrt und strebt, fühlt das Selbe, wenn er es auch schmeichelnd zu leugnen sucht. Episoden voll erschütternder Dual und Schönheit gehen an uns vorüber, bis sie selbst ein Ende macht und geht; geht, da sie glaubt, daß es gut ist für sie und ihn, wie sie Alles gab, so lange es möglich schien. Er aber, er merkt es kaum mehr, er ist schon ganz von seinem Schaffen erfüllt, in bebender Hoffnung hält ihn sein Werk gefangen, und ob er mit ihr leidet, — es zieht wie Wolken vorüber; seine Arbeit hat ihn entrückt und das Band löst sich leiser, als man erwartet hätte. Ein Zug feinsten Kunst, ein Muster der Beschränkung des Meisters liegt darin, daß die Nebenbuhlerin, deren Bild das Verhältniß zerstört hat, gar nicht mehr auftritt; ihr Bild, das ja nur die Frucht und der Ausdruck eines verhängnißvollen Mißverhältnisses, ihrer Angst und seiner Unerfülllichkeit war, genügt.

Das ungefähr ist die Fabel, aber nicht das Buch; nicht die Fülle von Szenen, reizenden Erfindungen, Geständnissen und Gesprächen; Gesprächen allerdings, wie ein Kreis solcher Menschen sie führt. Das sind keine Romangespräche, oder höchstens solche, wie sie in Romanen der ersten Hälfte des Jahrhunderts üblich waren, da die Verfasser so gern all ihre Theorien durch die Personen ihrer Bücher an den Leser brachten. Das wäre eine Gefahr und ein Mangel des Buches, wären sie nicht so unumgänglich mit den Personen verknüpft. Man darfs ja nicht vergessen: die Helden sind ein großer Dichter und eine geistreiche Schauspielerin, die sich doch nicht wie Gretchen und Frau Marthe unterhalten können.

Ein besonderes psychologisches Interesse gewinnt der Roman durch Das, was er uns von den Schöpfungsvorgängen in der Seele des Dichters, vom Entstehen seiner Werke, seinen fieberischen Erregungen und Visionen, seinen großen Hoffnungen und künstlerischen Plänen mittheilt. Es ist ein besonderer Reiz — und auch eine Gefahr — des Buches, daß wir nie recht wissen, wo Stelio Effrena anfängt und Gabriele d'Annunzio aufhört. Denn die Verbindung zwischen dieser Inkarnation und seiner eigenen Seele, der sie entspringt, hat d'Annunzio diesmal nicht völlig gelöst, seine eigenen Werke *Città morta* und *l'Allegoria dell' Autunno* hat er seinem Bilde mitgegeben. Mit kühnster Rücksichtslosigkeit hat er ins eigene Leben gegriffen; vielleicht hat wie ein fernes Muster die ähnliche, noch größere Kühnheit Dantes ihm vorgeschwebt. Und so müssen wir manchmal glauben, in diesem seltsamen Gewoge von Dichtung und Wahrheit zu erkennen, wie d'Annunzio

seine eigene Rolle und die seiner Werke in unserer Epoche sich denkt. Wie im Nebel hebt sich im Hintergrunde des Bildes die Gestalt Richards Wagner, der seine letzten Monate und Wochen in dem winterlichen Venedig verbringt und mit dessen Tode das Buch ausklingt. Von einer Liebesnacht kommend, fährt Stelio Effreua voll Sieges- und Schöpferfreude in den glorreichen Morgen hinaus; und vor dem Palazzo Vendramin-Calergi läßt er den Gondoliere halten und wirft die Beilchen, die in seiner Gondel liegen, huldigend auf die Thorstufen. Neben die Kunst des großen Deutschen will er die neue italische stellen.

Aus dem Leben und der Wirklichkeit hat der Dichter genommen, was für sein Werk ihm gut und wichtig schien, unbarmherzig gegen sich und gegen Andere, und hat offenbar auf das vornehmste Verständniß der Leser gerechnet. Es ist ihm versagt worden, wenigstens von der Kritik, die sich zum großen Theil schmachvoll verhalten hat. Unter dem Vorwande, das Urbild seiner Helbin gegen ihn und seine Indiskretionen in Schutz zu nehmen, haben sie im Tratsch geschweigt. Es ist des Künstlers Sache, allein zu entscheiden, was er für sein Werk braucht; und nur, ob das Werk gelungen oder verfehlt ist, ist die Frage. Wenn er mit seiner Dichtung irgend ein Wesen verletzt hat, so ist Das eine Privatsache zwischen ihm und seinem Modell. Nun giebt es wohl kein lebendiges Kunstwerk, das nicht ähnliche Wunden schlägt; die Kunst ist grausam und fordert solche Opfer. Was aber würde man von dem Kritiker halten, der die Namen der Verletzten in der Zeitung bekannt giebt? Weil diesmal eine berühmte, leicht zu errathende Frau das Modell war: wäre Das nicht ein Anlaß mehr zum Schweigen gewesen? Was hat das Privatleben des Modells mit der ästhetischen Kritik zu thun? Und wenn man schon bei jeder Szene mit widerlichem Wis und scheinheiliger Entrüstung den Finger hebt: warum sagt man nicht auch, daß nie eine Schauspielerin ähnlich gefeiert, nie einer ein solches Denkmal gesetzt worden ist wie in diesem Buch? Nichts, was in dem Roman erzählt ist, kann ihr bei rein denkenden Menschen schaden. Und auf die Anderen kommt es nicht so sehr an.

Wir müssen es Denen danken, die d'Annunzio angeregt haben, dieses reiche Buch zu schreiben, das nicht nur, wie die früheren, ein Buch süßer und erschütternder Dual, sondern auch ein solches der höchsten Hoffnung ist und das offenbar die beiden anderen, die im gleichen Frucht spendenden Zeichen der Granate stehen, einleiten soll. Ihre Titel schon sind Worte der That und der Freude; sie heißen: „Der Sieg des Menschen“ und „Der Triumph des Lebens.“

Wien.

Dr. Karl Federn.



Sainte Marie-Madeleine aux roses.

s hält ein Weib auf einem weißen Rosse
 An rosenüberraunkter Kirchenthür;
 Kam sie durchs Land vom hohem Felsenschlosse,
 Ritt sie voran dem bunten Knappentrosse —
 Was will sie in der Märchenstille hier?

Und Rosen hangen blühend in die Straßen
 Und alle Gärten stehn in Rosenduft;
 Der Mittag wandelt schweigend durch die Gassen,
 Sie liegen halbverschlafen und verlassen
 Und wie ein Traum durchzittert es die Luft.

Und leise, leise öffnet sich die Thür,
 Du siehst das Licht durch bunte Fenster fließen,
 Im Weihrauch glimmt des Altars goldne Zier,
 Auf zarten Sohlen tritt das Weib herfür
 Und senkt sich knieend zu des Herren Füßen.

Der Leib des Herrn will sich vom Kreuze neigen,
 Es fällt die Krone klirrend auf den Stein;
 In Dämmerlicht ein gluthenvolles Schweigen,
 Aus stillem Aug' Gebete leuchtend steigen —
 Es glüht das Kreuz in hellem Rosenschein.

Und Rosenlicht durchfluthet nun die Hallen
 Und Rosenlicht umspielt die Büßerin;
 Die Haare sind ihr ins Gesicht gefallen,
 Ein goldner Mantel, fließen sie und wallen —
 Wie eine Krone blüht es drüber hin.

Nach einer Weile hat sie sich erhoben
 Und schreitet still der offenen Pforte zu;
 Ein letzter Strahl umleuchtet sie von oben,
 Ein heißer Gruß, ein feierlich Geloben —
 Und wieder ragt das Kreuz in starrer Ruh.

Und wie sie kam, so ist sie auch gegangen!
 Der Rosshuf blüht schon fern am Waldesrand,
 Und wie vorher die Rosen schweigend hängen —
 Ein goldnes Haar hat sich am Strauch verfangen
 Und schwimmt nun flimmernd durch das Sonnenland . . .

Hamburg.

Theodor Suse.



Kunst und Kapitalismus.

Die Kunst gehört zunächst nicht zu den unumgänglich nothwendigen Produkten eines Landes; und ganz und gar eignet sie sich nicht als Handelsartikel. Sie ist von vorn herein nicht nur ein seelisches, sondern auch ein wirthschaftliches Problem. Man kann sie nicht essen oder sich in sie kleiden, man braucht sie nicht zur Landwirthschaft oder Industrie, noch kann man für sie andere wichtige Produkte eintauschen. Wohl aber bedarf sie selbst oder ihre Erzeuger der Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. Der Künstler gehört sogar zu den starken Konsumenten. Er braucht Material, Zeit, Bildung, ohne daß er einen entsprechenden wirthschaftlichen Werth produziert. Wirthschaftlich betrachtet, ist die Kunst Luxus. Und die Frage ist: Wer sorgt für ihre Bedürfnisse? Wer leistet das Material? Wer gewährt dem Künstler Unterhalt? Der Künstler muß nicht nur leben, er muß sogar gut und vielseitig leben, jedenfalls muß er unabhängig leben. Der Künstler schafft keine gesellschaftlichen Werthe, aber er bewerthet die Gesellschaft. Er muß also der Gesellschaft als ein Freier gegenüberstehen. Pegasus im Joch! war immer der tiefste, wenn nicht der Todesseufzer des Künstlers. Die Frage, die Literaturhistoriker und Aesthetiker so wenig interessiert, ist: Auf welcher wirthschaftlichen Basis beruht eigentlich die Kunst?

So weit die Geschichte lehrt, hat es bisher nur drei ökonomische Formen für die Kunst gegeben; und so weit die Logik lehrt, kann es auch nur drei ökonomische Möglichkeiten für sie geben.

Zunächst die Kunst als wirthschaftliche und geistige Reife-Erscheinung einer Klasse. Die Mächtigen, die jenseits aller ökonomischen Fragen stehen oder doch wenigstens über die Sorgen und die Nothdurft längst hinaus sind, schaffen selbst die Kunst. Die Priester in Indien und Egypten, die Ritter in Arabien, die Volksbürger in Athen. Diese Kunst hebt sich von einer breiten

sozialen Basis ab. Man braucht seine Existenzfähigkeit nicht erst zu erweisen oder zu erklämpfen. Man kann leben, man ist frei und unabhängig in seinem Volke, wenn man es nicht gar beherrscht. Man schafft zum Ruhm seiner Klasse, folglich hat man auch das Recht, als Ankläger und Richter seiner Klasse aufzutreten, prophetisch neuen Zeiten und Idealen zu dienen. Man gehört zu den Mächtigen, man wird getragen von einer großen Gemeinschaft und hat einen weiten und tiefen Resonanzboden. Eine soziale Nothlage der Kunst giebt es nicht oder doch nur ausnahmweise und dann gewöhnlich durch Willkür herbeigeführt (etwa durch Verbannung). Weber ist der Künstler als Mensch ein Ueberläufiger, da er ja zu den politischen und sozialen Mächten gehört und unter Umständen nebenbei noch Staatsmann, Feldherr, Grundbesitzer ist; noch hat er zu befürchten, als minderwerthiger Zeitgenosse angesehen zu werden. Er ist nicht Prolet und nicht Kuli und nicht Sklave. Er ist auch nicht Künstler und sonst nichts, sondern Alles und Künstler noch außerdem. Vor seinen Standesgenossen zeichnet er sich also durch ein Plus aus. Und Das giebt Achtung, selbst wenn das Plus an sich unangenehm ist. Wegen dieses Plus kann er gehaßt, verfolgt, verbannt und getödtet, aber nicht mißachtet und ausgenutzt werden. Dieses Plus bei sonstiger Gleichheit und Höhe giebt Fülle, Macht, Haltung und erzeugt ein nicht leicht zu erschütterndes Selbstbewußtsein. Besonders, wenn diese ökonomische Voraussetzung der Kunst nicht mehr die Regel ist: bei Dante, Rubens, Byron, Goethe, Flaubert, Goncourt, Konrad Ferdinand Meyer, Tolstoi. Mit dem Künstler ist es wie mit Staatsmännern, Bankdirektoren, Richtern: sie dürfen erst gar nicht in die Versuchung kommen, ihr Talent und ihre Meinung verkaufen zu müssen. Unter Kunst fasse ich hier natürlich auch die freien Wissenschaften zusammen, zumal die Philosophie, alle freie Geistesbethätigung, die sich weder zum Beruf noch zum Geschäft machen läßt. Noch bei Schopenhauer und Nietzsche ist das Geheimniß ihres Stolzes, daß sie zu den Besitzenden, wenn auch wenig Besitzenden, gehören. Nur dadurch wahrten sie sich ihre königliche Unabhängigkeit.

Aber die Besitzenden und Mächtigen sind nicht immer auch die fruchtbaren und geistigen Gruppen ihrer Zeit. Völker und Klassen, die im harten Kampf sich erhalten und durchsetzen müssen, haben nicht überflüssige Kraft und Zeit, Philosophie und Kunst zu erzeugen. Eines Tages aber sind sie mächtig geworden; und dann fühlen sie einen Kulturmangel, sei es auch nur, weil sie an Pracht und Bornehmheit hinter anderen Völkern und Klassen zurückstehen. Besonders, wenn sie plötzlich reich und mächtig geworden sind und womöglich die überwundenen Völker und Klassen zu ihren Lehrern annehmen müssen. Dann werden sie schleunigst zusehen, daß sie die Kunst und Wissenschaften beziehen, woher immer es sei. Folglich müssen sie sie erhalten

und um dieses Recht noch buhlen. Bei einer vorgeschrittenen Kultur mit ausgebildeter Arbeitstheilung, wenn es dem Einzelnen nicht mehr so leicht möglich ist, Staatsmann und Künstler zugleich zu sein, ist dieses das gewöhnliche und natürliche Verhältnis der Kunst zu den besitzenden Klassen. Es ist durch einen einzigen Mann, den Römer Maecenas, gestempelt. Das Maecenatenthum ist die zweite ökonomische Formel der Kunst. Sein klassischer Boden ist Rom, seine glanzvollste Erscheinung die Renaissance; und auf dieser Basis beruhte die Kunst bis in die neueste Zeit hinein. „Drum soll der Sänger mit dem König gehen“, meint Schiller, denn Beide wohnen — „auf der Menschheit Höhen.“ Mit der schönen Unabhängigkeit ist es nun freilich vorbei. Der Künstler muß nicht nur schaffen, er muß, um zu leben, Etwas schaffen, das gefallen wird. Sein Beschützer ist weniger sein Herr als sein Richter, wenn auch zuweilen der weiseste Richter, den er haben und sich wünschen kann. Die Kunst wächst nicht mehr auf freiem Felde, sondern wird künstlich gezüchtet (an Höfen und in Akademien) und gefördert. Aber zunächst doch immerhin auf rationelle Weise, indem man dem Künstler große Freiheiten gewährt und vor allen Dingen ihn über die Noth des Lebens hinaushebt. Künstler und Kunstwerke gehören zu den vornehmsten Schätzen eines Landes, um die man einander beneidet und deren Besitz von Staaten und Fürsten manchemal zur Friedensbedingung gemacht wird. Sie gehören zum Hofstaat (noch heute in England). Eines Handwerkers Sohn, der ein gekrönter Poet ist, kann einen Prinzen vor seine Klinge stellen. Das Ansehen des Fürsten, der ihn schützt, giebt auch ihm Ansehen. Er ist Wer in der Welt und genießt unter Umständen schrankenlose Unabhängigkeit. Er kann, da er aus seiner Klasse herausgehoben ist, seine Persönlichkeit noch mehr ausleben als im früheren Fall. Er hebt sich noch stolzer, weil einsamer, von der Basis des Volkes ab. Muß er dafür auch, was alle Schuster und Oberlehrer heute so unwürdig finden, seinem fürstlichen oder priesterlichen Beschützer ein schmeicheleisches Gedicht oder Bild widmen und ist er auch in einem oder zwei Punkten zur Konzeßion verpflichtet, so ist er dafür in allen anderen Dingen und gegen alle anderen Menschen um so freier. Wenigstens den Weinreisenden und Reklarnern braucht er keine Konzeßion zu machen, — und Das ist doch immerhin schon ein gottvoller Zustand gegen unsere Zeit, wo die Dichter einfach nicht mehr gedruckt werden, wenn die Weinreisenden sie nicht mögen. Unter Umständen wurde der Künstler durch das Ansehen seines Beschützers und das seiner Kunst wie auch seiner eigenen Leistung so mächtig, daß er am Ende seinem eigenen Herrn und aller Welt Troz bieten durfte. Selbst Päpsten und Königen ließ er dann sagen, sie könnten ihm im Mondschein begegnen, wenn sie was von ihm wollten (Michel Angelo, Richard Wagner). Er wurde damals noch nicht bezahlt und dadurch Söldling seines Auftrags-

gebers, sondern beschenkt nach der Höhe des Genusses, den er gewährte. Er bekam nicht Lohn, sondern Honorar, zuweilen für jeden Vers ein Goldstück (Sidney) oder für jede Seite einen Hundertrubelschein (Gogol). Kunstliebende Fürsten beklagten, nicht reich genug zu sein, um ein einziges Werk mit Gold aufwiegen zu können. In ärmeren Ländern, wo man sich den Luxus des Maecenatenthums großen Stiles nicht gestatten konnte, wie in Deutschland, fand man immerhin noch den Ausweg der Sinekure. Man wußte doch, daß die Kunst kein Brothandwerk ist. Jeder Staat aber und jeder Hof macht gewisse Ämter nöthig, mit denen wenig oder gar keine oder eine geradezu künstlerische Arbeit verbunden ist, wie die Anordnung von Festen, die Theaterintendantur, die Verwaltung von Galerien, Bibliotheken, Archiven u. s. w. Und diese Stellen gab man oft Künstlern, um ihnen ein sorgenfreies Schaffen zu ermöglichen. Wenigstens hielt man sich, wie zur Zeit der Minnesänger und noch später, zur Gastfreundschaft gegen die Künstler verpflichtet. Den Sänger ließ man nicht unbewirthet und unbekannt von dannen ziehen. Es war erst unserer Zeit vorbehalten, in einem jungen Dichter einen Shakespeare zu entdecken und, wenn dieser Dichter seinen Entdecker besucht und klagt, daß er schon ganz heruntergekommen und verhungert sei, ihm zu antworten: Ich weiß noch gar nicht, junger Freund, ob Sie ein Beefsteak vertragen können. Dieser Entdecker ist natürlich reich, denn nur ein Reicher ist so zarter Fürsorge für den Magen des Hungernden fähig. Dies Maecenatenthum für die Diät neuer Shakespeares ist eine reizende Nuance mehr im Bilde unserer kunstfördernden Zeit. Die holsteinischen Bauern hingegen wissen heute noch, daß man die Kunst nicht bezahlt, wenn man sein Theaterbillet bezahlt, sondern daß man nach der Vorstellung anstandshalber die verhungerten Schauspieler bewirthet muß, ohne sich darum zu bekümmern, was sie vertragen können. Am Schlechtesten ist der Kunst gebient, wenn der Staat sie fördert durch Gründung von Akademien und Stiftung von Preisen, weil er, als ein unpersonliches Ding, die Kunst auf unpersonliche Weise heben zu können meint. Mit ihren Preisen speziell haben sich noch alle Staaten und Gesellschaften so ziemlich regelmäßig blamirt. Die Akademien fördern nicht die Kunst, sondern nur das Proletariat der Kunst. Der eine Theil der Künstler verkommt und aus dem anderen macht man Beamte und Professoren und stellt sie unter Aufsicht von Hoflakaien und Rechnungsräthen. Man züchtet ihnen eine ganz unbändige Ehrfurcht an vor allen Excellenzen und Heiligkeiten des Staates. So viel Ehrfurcht verträgt aber die freie Kunst gar nicht. Bei all der Bückerei bekommt sie Leibschnitten und Rückgratverkrümmung. Am Ende gar verschimpft man dem Künstler seinen schönen Namen, den er sich so mühsam berühmt gemacht hat, und adelt Den, der dazu berufen ward, Andere zu adeln. Jedenfalls kuldigt man dem Künstler nicht um seiner

Kunst, sondern um des Verrathes willen, den er an seiner Kunst begangen hat. Man kann die Kunst nicht fördern bei solcher Respektlosigkeit vor der geistigen Arbeit, wie sie unserer Zeit eigenthümlich ist. Man dient der Kunst nicht, wenn man sich jeden Tag vor der Kunst blamirt. Im Reiche des Augustus und des Sonnenkönigs von Frankreich war man der Kunst schuldig, künstlerisch erzogen zu sein, und hielt sich verpflichtet, wenigstens ein tabelloses Lateinisch und Französisch zu reden und einige klare philosophische Begriffe im Kopfe zu haben, wenn man mit Künstlern und Gelehrten verkehren wollte. Man gab noch Etwas auf vornehmen Geschmack in Sachen der Kunst. Daß man sie in schlechten Versen und stillen Ansprachen feiern dürfe, hat erst unsere Zeit entdeckt, die auch schließlich den Zweck der Künstler, als Leibgarde der Hohenzollern neben Schulreuten zu rangiren, richtig herausbekommen hat. Das Mindeste, was man früher für Kunst und Künstler that, war, daß man sie in freiere Lebenssphären zog. Der Begriff des Fürsten selbst war damals etwas Höheres. Fürsten fühlten sich noch nicht berufen, Agenten großer Handlungshäuser und Sittenpolizeichefs zu sein. Und so erzog man die Kunst auch noch nicht durch Hofbuchhändler und Polizeiwachtmeister.

Die letzte wirtschaftliche Voraussetzung der Kunst ist die Möglichkeit, sich außerhalb der ökonomischen Gesetze zu stellen: die Bohème. Ihr klassischer Boden ist Paris, in gemildeter Form Wien. Der Künstler ist zwar machtlos und arm; aber er spottet der Gesetze, darf ihrer spotten, — und damit ist er wieder frei, sogar freier als je. Im ersten Fall hatte der Künstler, was er brauchte, im zweiten bekam er, was er brauchte, im dritten braucht er einfach nichts. Er kann seine Miethe nicht bezahlen, aber man erwartet auch gar nicht, daß er sie bezahlt. Daß er Schulden hat, ist selbstverständlich, ist sein gutes Recht. Er würde gar nicht für voll angesehen werden, wenn er keine Schulden hätte. Man unterstützt ihn zwar nicht, aber man läßt sich von ihm anpumpen. Man gestattet ihm seine eigene Moral, denn der Künstler ist Etwas, das sich in allen Stücken vom Durchschnittsmenschen unterscheidet. Er empfängt den großen Alexander in der Tonne, wohnt in Dachstuben, malt in Waschküchen, wird manchmal in die Besserungsanstalt gesteckt; aber das Alles schändet ihn nicht, denn er ist eben ein Genie. Ein Individuum, das in seinem ganzen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und moralischen Habitus ein mauvais sujet, ein in allen Stücken unmöglicher Gesell ist, wenn er nur zugleich auch ein Künstler oder Schriftsteller ist, reicht Herzoginnen seine Hand zum Kusse dar (Rousseau), wird von den Damen der großen Welt angegeschwärmt, eine Locke oder ein Autogramm von ihm gilt als Heiligthum. Er weiß, daß er, wenn er Künstler wird, damit aus dem Kreis der anständigen Gesellschaft heraustritt. Das galt speziell für den Schauspieler noch bis in die jüngste Zeit hinein. Er rangirte unter

Landstreichern und Dirnen. Das war aber ein großes Glück, wenn schon nicht für ihn selbst, so doch für die Kunst. Gewisse Künste, Musik, Schauspielkunst und Literatur, gedeihen vorzugsweise in einer außergesellschaftlichen Sphäre. Nur so werden sie frei, mindestens in Zeiten und unter Völkern, die, als Ganzes betrachtet, unliterarisch und unkünstlerisch sind. Da hilft nur Eins: das Band muß abgerissen werden und der Künstler muß sich auf sich und seine Kunst allein gestellt sehen. Namentlich jede neue Kunst und Bewegung macht diesen Riß nothwendig. Bei jeder Revolution, auch des Glaubens und der Politik, treten die Führer aus ihrer Klasse; nur so werden sie frei. Das berühmteste Beispiel: Jesus Christus, der ein Rabbi war und hinging, um den Hirten zu predigen. Unkriegerische Fürsten werden Bettelmönche, kleine Kaufleute bekehren sich heute zum Sozialismus; nur so werden sie das drückende Gefühl des Niederganges und der Armuth los. Das Mittelalter hatte noch ein besonderes wohlthätiges Institut für die Ausscheidung aus sozialer Gemeinschaft: das Kloster. Hier war auch der Künstler der Noth und Sorge enthoben und hier blühten Künste und Wissenschaften in einer Zeit, wo noch ganz Europa ein Barbarenland war. Zuletzt giebt es noch ein Aeußerstes: das Martyrium. Man kann als Märtyrer seiner Kunst und seiner Idee dienen, hungernd und leidend Werke schaffen und noch im Tode seinen Schwanengefang singen.

Unter diesen drei Voraussetzungen hat es Kunst gegeben, kann es Kunst geben. Der Künstler als Nachthaber, als Nachtschützling, als Freier; als Aristokrat, Aristokratenfreund und Bohémien; frei durch Besitz, Unterstützung und Unabhängigkeit vom Zwange des Kapitalismus. So lange es für ihn noch eine dieser Möglichkeiten giebt, ist er existenzfähig, und zwar, so lange er für und nicht von seiner Kunst zu leben braucht. Denn von der Kunst gilt, was Ruskin von der Erziehung sagt: sie ist kein einträgliches, sondern ein kostspieliges Geschäft.

Die eigentliche, die grundsätzliche und schlechterdings unwürdige Unfreiheit beginnt erst, wenn das Kunstprodukt zum Handelsobjekt wird und den Gesetzen von Produktion und Nachfrage untersteht. Die Reaktion gegen die Ueberproduktion trifft dann das Genie eben so wie den Stämper und Nachahmer. Mäntel produziert man, weil sie bestellt und gebraucht werden. In der Kunst aber ist das Produkt das Primäre. Es ist da; und weil es da ist, will es begehrt sein. Eben so wie die Schönheit des Weibes nicht im Verhältnis der Nachfrage entsteht, sondern, wenn sie entstanden ist, begehrt wird. Die Kunst und die Schönheit suchen ihre Bewerber und können nicht erst entstehen, wenn sie beworben werden. Die Kunst verlangt ein Publikum, die Schönheit Liebe, nicht umgekehrt.

Diese ökonomische Formel ist nicht nur an sich sinnlos in Bezug

auf Kunst und Schönheit, sie ist auch höchst verderblich, da sie den Aberglauben nährt, Das, was verlangt wird, sei nun Kunst, und die Werke nach der Menge der Dummköpfe bewerthet, die sie verlangen. Als Handelsartikel muß die Kunst ferner normirt werden. Sie kann aber nur quantitativ bewerthet werden nach der Menge von Aufführungen, Auflagen und Reproduktionen, nach der Anzahl von Zeilen und Quadratcentimetern. Nicht die Kraft, Schönheit und Arbeit, die in einer Zeile steckt, sondern die Zeile wird bezahlt. Wie sollte man auch Kunstwerke geschäftlich anders abschätzen? Denn nicht die Wirkung, sondern das Geschäft, das in einem Werke liegt, wird taxirt. Nicht das Werk, das eine geistige Umwälzung bewirkt, das Folgen hat, wie die Liebe Folgen hat, sondern das Werk hat Erfolg, das bis zum Erbrechen aufgeführt und reproduzirt wird: nicht die Schönheit, die geliebt wird und mit dem Abglanze ihrer Schönheit und Liebe ein neues Geschlecht überstrahlt, sondern die Schönheit, die sich gut bezahlt macht.

Da nun aber Kunstwerke oder Werke, die dafür gelten, sich zuweilen bezahlt machen, so schließt man: Folglich ist kein Kunstwerk oder steht sehr tief im Werthe, was sich nicht oder nur wenig bezahlt macht. Der Philister zweifelt nicht: das Talent bricht sich Bahn. Er weiß natürlich nicht und es interessiert ihn auch nicht, daß das Talent, ehe es sich Bahn brechen kann, geschult sein muß, diese Schulung ein oder auch mehrere Jahrzehnte dauern kann und in dieser Zeit der Künstler oder Kunstjünger doch auch leben muß. Schließlich entsteht eine wirtschaftliche Unterfrage: wie kommt der Künstler zu seinem Talent? Das geschieht, indem er es prostituiert, noch ehe es reif geworden ist. Es giebt Menschen unter den Künstlern, die sich einbilden, man könnte seine Seele eintheilen in eine keusche und eine beslechte Jungfrau und der Herren- und Sklavemoral zugleich dienen. Um zu leben, stellt man sich unter das Gesetz der Nachfrage, malt Plakate, schreibt Feuilletonromane; und wenn man satt ist und seine Familie gesättigt hat, dann schreibt man und malt man sich selbst. Sechs Jahre dient man dem Berliner Lokal-Anzeiger, um das Recht zu erlangen, im siebenten sich selbst zu dienen. Was würde man von einem Weibe sagen, das uns erklärte, um seiner Keuschheit willen müsse es sich der Prostitution ergeben? Wenn man aber sechs Jahre lang schlecht geschrieben hat, kann man im siebenten einfach nicht mehr gut schreiben. Am Ende sieht man selbst die Kunst aus der Perspektive des Publikums an, stellt sich unter die Moral und Anschauung seiner Besteller. Der Künstler sieht die Welt nicht mehr mit seinen Augen, sondern durch die Brille Derer, die von ihm gemalt und amüfirt sein wollen. Damit ist er als schaffender und werthender Faktor des Lebens ausgeschlossen. Der Erzieher ist unter die Fäuste seiner Zöglinge gerathen.

Kommt dazu, daß die Kunst durch Zwischenhändler, Agenten, Redakteure,

Verleger, Inseratenpächter, Theaterdirektoren — Leute, die keine Kunst machen, aber sie verschmahern und die Rolle des Kupplers spielen — noch um etliche Stufen gewaltsam herabgezogen wird, als sie ohnehin bei diesem Verhältnis stehen muß, so ist die letzte Existenzmöglichkeit für sie verpakt. Man macht mit schlechter und traditioneller Kunst leichter und besser Geschäfte als mit guter und origineller, also ist die Aufgabe der Kunsthändler, zu verhüten, daß anständige Werke überhaupt möglich werden. Sie können einfach nicht mehr in die Erscheinung treten. Zeitungen zum Beispiel sind dazu da, um nach Möglichkeit zu verhindern, daß etwas Gutes gedruckt werden kann, und Theater, dafür zu sorgen, daß gute Stücke nicht mehr geschrieben werden. Prinzip der Kunsthändler: nichts für die Kunst wagen (dafür sind sie Geschäftsleute), aber Alles von der Kunst gewinnen (dafür sind sie Geschäftsleute). Keinen Schutz und keine Förderung, aber jede Ausnützung und Ausmühtung der Kunst. Da soll sie schließlich nicht auf den Hund kommen! Zumal, wenn solches Prinzip mit so schamlosem Cynismus ausgesprochen und mit so klebriger Zähigkeit durchgeführt wird, daß die Kunst nur Geschäft und möglichst billiges Geschäft sei, und wenn die Kunsthändler nicht einmal Kaufleute großen Stils, sondern nur noch Krämer und Hausierer sein wollen. Nicht fünf Pfennig hergeben, wo nicht sieben Pfennig schon eingenommen oder garantiert sind. Das heißt dann in ihrer Geschäftssprache: „Wir haben keine Meinung, es eignet sich nicht für unser Blatt oder unseren Verlag, das Publikum interessiert sich nicht dafür.“ Wenn Goethe mit dem „Faust“ oder Beethoven mit der „Neunten“ hätte warten sollen, bis die Verleger „Meinung haben“ und sich das Publikum „interessirt“: nie hätte es in Deutschland eine Kunst gegeben. Das Publikum nämlich, so schlecht es ist, ist noch immer nicht so schlecht, wie die Kunsthändler es haben wollen und gebrauchen können. Erst drücken sie es planmäßig herunter und dann sagen sie: Zu hoch für unser Publikum! Dabei thun sie immer so, als wären sie ihre einzigen Leser und Zuschauer, und machen sich selbst zur höchsten Norm der Kunst, zur ultima ratio der Kritik. Wenn ein Verleger einem Autor eine Schmeichelei sagen will, dann sagt er: die Sache hat mich sogar interessirt. Aber er sagt nicht, woher er den Muth zu solcher dreisten Annahme bezieht. Seit wann sind Verleger Kunstrichter? Der Verleger und Direktor als Geschäftsmann braucht natürlich auch keinen Charakter, weder politischen noch künstlerischen noch persönlichen. Für den Charakter sind die Autoren, Redakteure, Kritiker da, die sich mit Haut und Haaren, mit Charakter und Richtung, verkaufen müssen und die öffentliche Ehre zu vertreten haben, die der Verleger vorher preisgegeben hat. Der Verleger kann seine Richtung ändern, wenn nur der Schriftsteller treu bleibt. Ein politischer Redakteur oder Kritiker, der sich verkauft oder beim Abendbrot freihalten läßt, ist ein durchaus zu

verachtendes Individuum. Dafür hat der Verleger das Recht, seine ganze Zeitung von der ersten bis zur letzten Zeile zu verkaufen, und treibt dies *„Gefährt ganz ungetrübter und offenkundig.“* man nennt Das: och Zeitungsmanoevren Rechnung tragen; und daß der Verleger für den Inseratentheil nur die eine Verantwortung trägt, für die eingelassenen Gelder auch richtig zu quittiren, ist doch selbstverständlich. Und was er hier durch Empfehlung schamloser Geschäfte und Ankündigung von allerlei Unzucht sündigt, Das ist ja leicht wieder gut zu machen, denn dafür hat er ja seinen Leitartikler, der ihm die moralischsten und liberalsten Artikel schreibt, die er nur haben will.

Die Kunsthändler und Verleger haben also ganz und gar nicht den Beruf, Etwas für die Kunst und Moral zu thun, wenn nur die Kunst und Moral für sie Etwas thut. Das Ende vom Liede ist, daß die Kunsthändler das Publikum als Konkurrenz gegen die Künstler ausspielen. Man schreibt womöglich literarische und künstlerische Preise aus, von deren Bewerbung gerade die Künstler und Schriftsteller ausgeschlossen sind; und schließlich läßt man sich seine Zeitung vom Publikum schreiben. Die Künstler und Schriftsteller begreifen so wenig ihr wirtschaftliches Interesse, daß sie sogar ihren eigenen Ruhm für diesen Unfug einsetzen und als Vorködgel und Preisrichter funktionieren. Und dann wundern sie sich, daß ihre Kollegen und die Verleger so wenig Achtung vor ihnen haben. Aber sie selbst haben ja keine Achtung mehr vor sich und ihrem Beruf. Die Presse, einst eine Waffe des Geistes in den Händen der Schriftsteller ist ihnen längst entwunden und hat ihren Lauf nun gegen sie gewendet; sie, die erfunden ward, die öffentliche Meinung zu korrigiren, ist Ausdruck der öffentlichen Meinung geworden, und noch dazu einer politisch getrübtten und industriell gefälschten öffentlichen Meinung.

Ein gar komisches Mißverständnis spielt sich in unseren Tagen ab. Häufig wird von volkfreundlichen Spekulanten oder auch naiven Idealisten der Versuch gemacht, das kapitalistische Prinzip in der Kunst aufzuheben, und zwar nicht vom Standpunkte der Kunst, sondern des Publikums, nicht der Produzenten, sondern der Konsumenten, nicht für die Künstler, sondern fürs Volk. Der arme Mann soll auch sein Schiller-Theater haben, das aber nicht etwa der reiche Mann bezahlt und leistungsfähig macht; also muß der Krämergeist in der Kunst noch potenziert werden. Das Rechenexempel wird dadurch gelöst, daß man den Künstler noch knapper hält, wirtschaftlich noch abhängiger macht. Man will hier also Kunst auf Kosten des Künstlers, der sich immerhin abarbeiten kann, wodurch aber nicht nur er, sondern auch sein Begabung schließlich ganz klapprig wird. Wenn irgend möglich, sollen diese Unternehmungen sogar noch Geld bringen, mindestens sollen sie nichts kosten. Damit kann keine neue Kunst entstehen.

Wenn wir morgen noch eine Kunst haben sollen, müssen sich die Künstler heute emanzipiren. Unsere besitzende Klasse, besonders in Deutschland, hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, weder Bildung noch Kultur genug, selbst eine Kunst hervorzubringen. Dazu sind sie zu faul. Die deutsche Intelligenz stammt immer noch vorzugsweise aus der Kleinbourgeoisie. Das ist gerade ihr Unglück und bringt sie um. Die deutsche Intelligenz kann sich nicht ausleben und wird muffig. Immerhin ist es nöthig, darauf hinzuweisen, daß in den letzten anderthalb Jahrzehnten in Deutschland kein Dramatiker mehr erfolgreich aufgetreten ist, der nicht durch Geburt, Heirath, Beziehungen zur Finanz oder kapitalkräftigen Welt gehört. Proletariern ist der Weg zur Bühne längst versperrt; und bald werden sie überhaupt nicht mehr in die Literatur und Kunst hineinkönnen. Daher der Niedergang und die Verödung. Dichter, die sich, wie Schiller und Hebbel, aus der Armuth herausgerungen haben, sind heute nicht mehr möglich. Die sogenannte moderne Bewegung, die vielfach von Proletariern ausging, war der letzte Verzweiflungsschrei aus einem Grabe; aber die Goldplatte über diesem Grabe rückte nicht von der Stelle. Auch außerhalb der bürgerlichen Moral- und Wirthschaftsphäre will man den Künstler nicht mehr leben lassen. Und wo einmal der Versuch gemacht wird, eine Kunst oder ein Kunstinstitut der kapitalistischen Spekulation und gesellschaftlichen Unzucht zu entreißen, wie in Bayreuth oder durch Gründung von Freien Bühnen, da bemächtigt sich die Spekulation und Mode sofort der Unternehmungen und in kürzester Zeit unterscheiden sie sich nicht mehr von anderen Erscheinungen des Kunstlebens. Die Kunst hat gar keinen Ausweg mehr nach einer der früheren Existenzmöglichkeiten. Alle Reformversuche im kapitalistischen Sinne sind zwecklos. Auch eine Verbesserung des Urheberrechts kann wenig nützen, schon weil die Künstler, als die wirthschaftlich Schwächeren, nicht einmal ihr schlechtes Urheberrecht ausnützen können. Folglich bleibt der Kunst nichts übrig, als sich entweder aufzuhängen oder sich auf eigene Faust irgendwie selbst frei zu machen. Im Frohdienst des Kapitalismus kommt sie um alle Würde und allen Verstand. Auch auf den Traum der Sozialisten vom Zukunftsstaat darf sich die Kunst nicht einlassen, nicht hoffen, dort könne ihr Freiheit und Glück blühen. Im Sozialismus liegt, genau wie im Kapitalismus, ein unkünstlerisches und sogar ein widerkünstlerisches Prinzip. Die Kunst, das vornehmste Mittel der Auswahl, ist ihrer Natur nach aristokratisch und widerstrebt aller Gleichmacherei.

Die Kunst steht am Scheidewege. Ihre Lebensfrage ist, wie sie hinauskommt auf das weite Feld der persönlichen und wirthschaftlichen Freiheit. Die Königstochter harret ihres Perseus, der sie vom Unthier des Kapitalismus errettet.

Das rothe Ei.

Doktor N. stellte seine Kaffeetasse auf den Kamin, warf seine Cigarre ins Feuer und sagte: „Lieber Freund, Sie erzählten einst von dem merkwürdigen Selbstmord einer Frau, die durch Angst und Gewissensbisse in den Tod getrieben wurde. Man verdächtigte sie, an einem Verbrechen mitgewirkt zu haben, dessen stumme Zeugin sie gewesen war. Ihre eigene, nie wieder gut zu machende Feigheit erfüllte sie mit Verzweiflung. Dazu kamen beunruhigende Alpträume, die ihr ihren Gatten vorführten, wie er vor versammeltem Magistrat mit dem Finger auf sie wies, — und dies Alles trug dazu bei, daß sie schließlich die Beute ihrer erregten Empfindsamkeit wurde. Ein unbedeutender Zufall entschied über ihr Schicksal.“

Ihr Neffe, der damals noch ein Knabe war, lebte bei ihr. Eines Morgens sah er wie gewöhnlich über seinen Schularbeiten. Sie war auch dort. Der Knabe war im Begriff, einige Strophen des Sophokles Wort für Wort zu übersetzen. Er sprach, während er schrie, die griechischen und französischen Sätze laut vor sich hin: „*καρὰ θείον* . . . göttliches Haupt; *Ιουαστής* . . . der Jolaste; *ῥήμας* verschieb . . . *στόμα κόμιον* . . . indem sie sich das Haar raufte . . . *καλεῖ* . . . sie ruft . . . *Ἄσιν καρὸν* . . . Pals ist gestorben. *Εκείδου* . . . wir sahen . . . *τὴν γυναῖκα κρεμαστὴν*, die Frau gehängt.“ Er machte einen Schnörkel, der das Papier durchlöchernte, streckte die Zunge aus, die ganz weilschblau von Tinte war, und sang dann: ‚Gehängt! gehängt! gehängt!‘ Die Unglückliche, deren Willenskraft untergraben war, gehorchte widerstandlos der Suggestion des Wortes, das sie dreimal gehört hatte. Sie sprang auf, ohne ein Wort zu sagen oder um sich zu blicken, und verschwand in ihrem Zimmer. Einige Stunden später machte der Polizei-Kommissar, den man geholt hatte, um den gewaltigen Tod konstatiren zu lassen, die Bemerkung: ‚Ich habe viele Frauen gesehen, die Selbstmord begingen. Das ist aber das erste Mal, daß ich eine Frau sah, die sich aufgehängt hat.‘

Man spricht jetzt gern von Suggestion. Dies ist eins der natürlichsten und glaubwürdigsten Beispiele. Ich kann mir nicht helfen: ich mißtraue den Fällen, die uns in den Kliniken vorgeführt werden. Aber daß ein Geschöpf, dessen Willenskraft erloschen ist, allen äußeren Einflüssen gehorcht, ist eine Thatsache, die die Vernunft zugiebt und die Erfahrung uns lehrt. Das Beispiel, das Sie erzählten, ruft mir ein ähnliches ins Gedächtniß zurück, nämlich das meines unglücklichen Freundes Alexandre le Mansel. Eine Strophe des Sophokles tötete Ihre Gelbin, ein Satz des Lampride stärkte den Freund, von dem ich erzählen will, ins Verderben.

Le Mansel, mit dem ich auf dem Gymnasium in Avrançes auf einer Schulbank saß, glich keinem seiner Kameraden. Er erschien zugleich jünger und älter, als er in Wirklichkeit war. Er war klein und schwächling und hatte noch mit fünfzehn Jahren Angst vor Allem, was den kleinen Kindern Furcht einjagt. Die Dunkelheit verurteilte ihn einen unüberwindlichen Schrecken. Er konnte einen Diener des Gymnasiums, der eine große Geschwulst an seinem Schädel hatte, nicht ansehen, ohne in Thränen auszubrechen. Manchmal aber, wenn man ihn genauer betrachtete, sah er beinahe alt aus. Seine welke Haut, die an den Schläfen tiefe Falten warf, konnte die spärlichen Haare kaum ernähren.

Seine Stirn war glänzend, wie die Stirn eines reifen Mannes. Seine Augen waren ohne Ausdruck: Fremde hielten ihn oft für blind. Sein Mund allein verließ dem Gesicht Charakter. Seine beweglichen Lippen erzählten zugleich von kindlichen Freuden und geheimen Weiden. Der Klang seiner Stimme war hell und wohlthönend. Wenn er seine Aufgaben her sagte, betonte er die Silben nach Zahl und Rhythmus, was uns Andern immer zum Vachen brachte. Während der Pausen theilte er sich gern an unserem Spiel und war durchaus nicht ungeschickt dabei, aber er zeigte einen so fieberhaften Eifer und glich so sehr einem Nachtwandler, daß er Einigen von uns eine unüberwindliche Abneigung einflößte. Er war nicht beliebt. Wir würden ihn zu unserem Prügelingen gemacht haben, hätte er uns nicht durch einen gewissen wilden Stolz und durch seinen Ruf als Musterhäuler Respekt eingeflößt! Obgleich er sehr ungleichmäßig arbeitete, war er oft der Erste in der Klasse. Man sagte, daß er nachts im Schlaßaal im Schlafe spreche und daß er manchmal sogar nachtwandle. Aber wohl Niemand von uns hatte es mit eigenen Augen gesehen, denn wir waren damals in dem glücklichen Alter, wo man noch einen festen Schlaf hat.

Langen schloß er mir mehr Bewunderung als Zuneigung ein. Wir wurden ganz plötzlich Freunde auf einem Spaziergang, den wir mit der ganzen Klasse nach der Abtei des Mont-St.-Michel machten. Wir waren barfuß den Strand entlang gegangen; dabei trugen wir unsere Schuhe und unser Brot am Ende eines Stockes und sangen aus voller Kehle. Nachdem wir durch das Ausfallthor gezogen und unser Bündel am Fuße der Mischelets niedergelegt hatten, setzten wir uns neben einander auf eins der alten Steingeschäfte, die der Nebel und der Sprühregen seit fünf Jahrhunderten aushöhlen. Dort sagte er mir, während er mit den Beinen baumelte und seinen Blick von den alten Steinen zum Himmel empor schweifen ließ: „Ich hätte zur Zeit dieser Kriege leben und ein tapferer Ritter sein mögen. Ich hätte die beiden Mischelets, ich hätte zwanzig, nein: hundert erobert. Ich hätte alle englischen Kanonen genommen. Ich hätte allein vor dem Ausfallthor gekämpft. Und der Erzengel Michael würde wie eine weiße Wolke über meinem Haupte geschwebt haben.“

Diese Worte und der singende Tonfall, mit dem er sie her sagte, ließen mich erzittern. Ich sagte zu ihm: „Ich wäre Dein Knappe gewesen, Le Mansel. Du gefällst mir. Laß uns Freunde sein.“ Und ich reichte ihm die Hand, die er feierlich ergriff. Auf Befehl des Lehrers zogen wir unsere Schuhe an. Dann erklimmten unsere kleine Truppe die enge Rampe, die zur Abtei führte. Auf halbem Wege, bei einem Feigenbaum, sahen wir die Hütte, wo Tiphaine Raynel, die Witwe Bertrands du Guesclin, in nächster Nähe des gefahrbringenden Meeres gelebt hatte. Die Behausung ist so winzig, daß man sich staunend fragt, ob sie wirklich je bewohnt wurde. Die gute Tiphaine muß wohl eine seltsame kleine Alte oder vielmehr eine Heilige gewesen sein, die nur eine geistige Existenz geführt hat, wenn sie dort wirklich gewohnt haben soll.

Le Mansel breitete seine Arme aus, als wolle er diese himmlische Barocke umarmen. Dann küßte er knieend die Steine, ohne auf das Gelächter seiner Kameraden zu achten, die in ihrer Ausgelassenheit anfangen, ihn mit Kieselsteinen zu werfen. Ich will nicht weiter auf unseren Marsch durch die Zellen, den Kreuzgang, die Säle und die Kapelle eingehen. Le Mansel war ganz geistesabwesend.

Uebrigens berührte ich diese Episode nur, um Ihnen zu zeigen, wie unsere Freundschaft entstand.

Am nächsten Morgen wurde ich im Schlaftaal von einer Stimme geweckt, die mir ins Ohr flüsterte: ‚Tiphaine ist nicht gestorben!‘ Ich riß mir die Augen und erblickte De Mansel im Hemd neben meinem Bett. Sehr barsch forderte ich ihn auf, mich schlafen zu lassen, und dachte nicht weiter an diese seltsame Mittheilung.

Von diesem Tage an verstand ich aber den Charakter unseres Mitschülers viel besser; ich entdeckte einen ungeheuren Hochmuth, den ich bis dahin nicht geahnt hatte. Es wird Sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich mit fünfzehn Jahren nur ein schlechter Psychologe war. Aber De Mansels Dünkel war auch von zu geistiger Art, als daß man ihn auf den ersten Anblick entdecken konnte. Er erstreckte sich auf entfernte Hirngespinnste und hatte keine greifbare Gestalt. Trotzdem beeinflusste er alle Gefühle meines Freundes und verlieh seinen verworrenen Ideen einen gewissen Zusammenhang.

Während der ersten Ferien, die auf unseren Spaziergang nach dem Mont-St.-Michel folgten, lud De Mansel mich ein, seine Eltern, die Landwirthe waren und Besitzungen in St. Julien hatten, auf einen Tag zu besuchen.

Meine Mutter erlaubte es mir erst nach einigem Widerstreben. St. Julien liegt sechs Kilometer von der Stadt entfernt. Nachdem ich eine weiße Weste und eine blaue Kravatte angelegt hatte, machte ich mich eines Sonntagmorgens in aller Frühe auf den Weg.

Alexandre erwartete mich vor dem Hause mit einem kindlichen Lächeln auf den Lippen. Er ergriff meine Hand und führte mich in den ‚Saal‘. Das Haus, das einen halb bäurischen, halb bürgerlichen Eindruck machte, war weder ärnlich noch schlecht gehalten. Trotzdem wurde mir bekommen zu Muth, als ich eintrat, ein solches Schweigen, eine solche Schwermuth lagen über dem Ganzen. Neben dem Fenster, dessen Vorhänge von einer schwächernen Hand ein Wenig zurückgeschoben waren, saß eine Frau, die mir sehr alt schien. Ich stehe nicht dafür ein, daß sie so alt war, wie sie mir damals vorkam. Sie war mager und gelb. Ihre Augen glänzten in den dunklen Höhlen unter den rothen Lidern. Obgleich wir im Hochsommer waren, verschwanden ihr Körper und der ganze Kopf in dunklen Wollgewändern. Aber was ihr einen ganz seltsamen Ausdruck verlieh, war ein Metallreif, der ihre Stirn wie ein Diadem umspannte.

‚Dies ist meine Mutter‘, sagte De Mansel. ‚Sie hat wieder Migraine.‘

Madame De Mansel begrüßte mich mit einer klagenden Stimme, und da sie meinen auf ihre Stirn gerichteten Blick wohl bemerkte, sagte sie lächelnd: ‚Junger Herr! Es ist keine Krone, die ich trage; es ist ein magnetischer Reif, um meine Kopfschmerzen zu lindern.‘

Ich versuchte, so gut es ging, zu antworten. Dann zog mich De Mansel mit sich in den Garten, wo ich einen kleinen, kahlköpfigen Mann erblickte, der gleich einem Gespenst durch die Gänge dahin glitt. Er war so dünn und leicht, daß man befürchten mußte, der leiseste Windstoß könne ihn wegfegen. Seine schwächernen Bewegungen, sein langer, magerer Hals, sein Kopf, der nicht größer als eine Faust war, sein scheuer Blick, sein hüpfender Gang, seine kurzen Arme, die er wie Flügel hob und senkte: das Alles verlieh ihm das Aussehen eines be-

fiederten Thieres aus dem Geflügelreich. Mein Freund sagte mir, daß es sein Vater sei, daß wir ihn aber nicht anreden dürften; er wolle in den Hühnerstall gehen, er lebe nur in Gesellschaft der Hühner und habe bei ihnen die Gewohnheit erlernt, sich mit Menschen zu unterhalten. Vater Le Mansel war inzwischen verschwunden und alsbald hörten wir fröhliches Klucksen durch die Luft erschallen. Er war in seinem Hühnerhof.

Le Mansel machte mit mir einen Rundgang durch den Garten und erzählte mir, daß ich beim Mittagessen sehr bald seine Großmutter sehen würde. Es sei eine gute Frau, aber man dürfe nicht auf ihre Worte achten, weil sie zuweilen etwas gestört sei. Dann führte er mich in einen entzückenden Jagebuchengang und flüsterte erdtönd: ‚Ich habe Bedächte auf Tiphaine gemacht, ich werde sie Dir nächstens vorlesen. Du wirst sehen! Du wirst schon sehen!‘

Es wurde zu Tisch geläutet. Wir gingen in das Speisezimmer. Vater Le Mansel kam nach uns herein; in der Hand hatte er einen ganzen Korb mit Eiern. ‚Achtzehn heute Morgen‘, sagte er mit glücksender Stimme.

Man setzte einen herrlichen Eierkuchen auf den Tisch. Ich sah zwischen Madame Le Mansel, die unter ihrem Diadem seufzte, und deren Mutter, einer alten Normannin mit rundem Gesicht. Da sie keine Zähne mehr hatte, lachte sie mit den Augen. Sie machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Während wir die gebratene Ente und das Huhn mit der Sahnesauce aßen, erzählte die gute Frau uns amüsante Geschichten und ich konnte nicht bemerken, daß sie auch nur im Geringsten geistig gestört sei, wie ihr Enkel mir gesagt hatte. Es kam mir im Gegentheil vor, als ob sie die lustigste Person des ganzen Hauses sei.

Nach dem Essen gingen wir in den kleinen Salon, dessen Rußbaummöbel mit gelbem utrechtter Sammet bezogen waren. Eine Uhr prangte zwischen zwei Armleuchtern auf dem Kamin. Auf dem schwarzen Sockel der Uhr lag unter der schützenden Glaskuppel ein rothes Ei. Ich weiß nicht, warum, aber als ich erst einmal das Ei bemerkt hatte, konnte ich nicht umhin, es genauer zu prüfen. Kinder zeichnen sich ja oft durch eine unerklärliche Neugier aus. Ich muß aber auch hinzufügen, daß dies Ei eine ganz besonders prächtige Farbe hatte. Es glich nicht etwa den in Rübensaft getauchten Ostereiern, deren weinrothe Farbe die kleinen Straßenjungen in den Schaufenstern der Obsthändler bewundern. Es erstrahlte in königlichem Purpur. Ich konnte mir nicht versagen, mit der Indiskretion meines Alters eine Bemerkung darüber zu machen.

Vater Le Mansel antwortete mit einem Akeriki, das seine Bewunderung ausdrücken sollte. ‚Mein junger Herr‘, fügte er hinzu, ‚dies Ei ist nicht gefärbt, wie Sie glauben. Es wurde so, wie Sie es da sehen, von einer ceplonischen Henne in meinem Hühnerstall gelegt. Es ist ein wunderbares Ei.‘

‚Du darfst nicht vergessen, hinzuzufügen, Liebster‘, unterbrach ihn Madame Le Mansel mit klagender Stimme, ‚daß dies Ei am selben Tage gelegt wurde, da Alexandre zur Welt kam.‘

‚Ja, Das ist Thatfache‘, sagte Mansel.

Während des Gespräches warf die Großmutter mir einen spöttischen Blick zu, und indem sie ihre weichen Lippen fest auf einander kniff, machte sie mir ein Zeichen, daß ich nichts von Alledem glauben solle.

‚Om‘, sagte sie ganz leise, ‚die Hühner brüten auch manchmal Das aus,

was sie gar nicht gelegt haben, und wenn irgend ein boshafter Nachbar ein Ei in ihr Nest gleiten läßt, das . . .'

Ihr Enkel unterbrach sie in heller Wuth. Er war ganz blaß und seine Hände zitterten. 'Höre sie nicht an', rief er mir zu, 'Du weißt ja, was ich Dir gesagt habe. Höre sie nicht an! . . . Es ist Thatfache', wiederholte er, während er mit seinen runden Augen nach dem purpurfarbigen Ei schielte.

Meine späteren Beziehungen zu Alexandre Le Mansel bieten nichts Kennenswerthes. Mein Freund sprach oft mit mir über seine Gedichte an Liphaine, aber er zeigte sie mir niemals. Uebrigens verlor ich ihn bald aus dem Auge. Meine Mutter schickte mich zur Beendigung meiner Studien nach Paris. Dort machte ich meine beiden Examina und studirte Medizin. Während ich an meiner Doktorarbeit schrieb, erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, in dem sie mir mittheilte, daß der arme Alexandre sehr krank gewesen und daß er nach einer entsehligen Krisis furchtsam und krankhaft mißtrauisch geworden sei; übrigens sei er ganz harmlos und zeige trotz der vernichteten Gesundheit und dem gestörten Verstand außergewöhnliche Fähigkeiten für Mathematik. Diese Neuigkeit überraschte mich nicht allzu sehr. Oft, wenn ich die Nervenstörungen studirte, kam ich in Gedanken auf meinen armen Freund aus St. Julien zurück und stellte ganz unwillkürlich fest, daß das Kind einer Maligneinfektion und eines rheumatischen Fbioten von einer allgemeinen Lähmung bedroht war.

Der Anschein gab mir zuerst nicht Recht. Wie man mir aus Avanches mittheilte, erlangte Alexandre Le Mansel im Mannesalter seine normale Gesundheit wieder und gab sichere Beweise einer großen Intelligenz. So brachte er es in seinen mathematischen Studien sehr weit und schickte sogar der Akademie der Wissenschaften die Lösung mehrerer noch nicht gefundenen Gleichungen, die man eben so elegant wie richtig fand. Er war durch seine Arbeiten sehr in Anspruch genommen und hatte wohl nur selten Zeit, mir zu schreiben. Seine Briefe waren liebevoll, klar und übersichtlich abgefaßt. Ich fand auch nicht das Geringste, was einen Nervenarzt argwöhnisch machen konnte. Aber bald schloß unsere Korrespondenz vollständig ein und während der folgenden zehn Jahre hörte ich überhaupt nichts mehr von ihm.

Ich war im vorigen Jahre sehr überrascht, als mein Diener mir Le Mansels Karte brachte und sagte, daß der Herr im Vorzimmer warte. Ich war in meinem Arbeitszimmer und verhandelte über einen sehr wichtigen geschäftlichen Fall. Trotzdem hat ich meinen Kollegen, mich einen Augenblick zu entschuldigen, und eilte, meinen alten Kameraden zu begrüßen. Ich fand ihn sehr gealtert, kahlköpfig, blaß und abgezehrt. Ich reichte ihm den Arm und führte ihn in den Salon.

'Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen', sagte er. 'Und ich habe Dir viel zu erzählen. Ich bin unerhörten Verfolgungen ausgesetzt. Aber ich bin muthig und werde tapfer kämpfen. Ich werde über meine Feinde triumphiren.'

Diese Worte beunruhigten mich, wie sie jeden anderen Nervenarzt an meiner Stelle beunruhigt haben würden. Ich entdeckte Symptome einer Ueberreiztheit, von der mein Freund durch erbliche Belastung stets bedroht gewesen war und die man für gehehmt gehalten hatte.

'Lieber Freund, wir sprechen noch über das Alles', sagte ich zu ihm.

„Bleibe einen Augenblick hier, ich muß nur noch eine Angelegenheit erledigen. Nimm ein Buch und unterhalte Dich so lange damit.“

Sie wissen, daß ich viele Bücher habe und daß in meinem Salon drei Mahagoniborte stehen, die ungefähr sechstausend Bände enthalten.

Warum mußte mein unglücklicher Freund gerade das Buch nehmen, das ihm schädlich war, und warum mußte er es gerade auf der verhängnisvollen Seite aufschlagen? . . .

Ich konferierte ungefähr zwanzig Minuten mit meinem Kollegen und ging dann, nachdem ich ihn verabschiedet hatte, in den Salon, wo ich Le Mansel zurückgelassen hatte. Ich fand den Unglücklichen in dem furchtbarsten Zustand wieder. Er schlug auf ein offenes Buch, das vor ihm lag und in dem ich eine Uebersetzung der Geschichte des Augustus erkannte. Und er deklamirte mit lauter Stimme den Satz des Lampride: „Am Tage der Geburt des Alexander Severus legte ein Huhn, das dem Vater des Neugeborenen gehörte, ein rothes Ei. Das war eine Hindeutung auf den kaiserlichen Purpur, der das Kind bekleiden sollte.“

Seine Erregung steigerte sich zur Wuth. Er schäumte, er schrie: „Das Ei, das Ei meines Geburtstages! Ich bin Kaiser! Ich weiß, daß Du mich töten willst. Schurke, komm mir nicht zu nah!“ Er ging ein paar Schritte, dann sagte er, indem er mit geöffneten Armen auf mich zuschritt: „Mein Freund, mein alter Kamerad, sag, was soll ich Dir schenken? Kaiser! Kaiser! Mein Vater hatte Recht! Das purpurfarbige Ei . . . Ich muß Kaiser sein. Schurke, warum verstecktest Du das Buch vor mir? Ich werde dieses Verbrechen als Hochverrath bestrafen lassen . . . Kaiser! Kaiser! . . . Ja, Das ist meine Aufgabe. Vorwärts! Vorwärts!“

Er ging. Vergebens versuchte ich, ihn zurückzuhalten. Er entwischte mir. Sie kennen den Schluß. Alle Zeitungen erzählten, wie er sich, nachdem er mich verlassen hatte, einen Revolver kaufte und dem Posten, der ihm den Eingang in den Präsidentenpalast versperren wollte, eine Kugel in den Kopf jagte.

So bewirkte ein Satz, der im zweiten Jahrhundert von einem lateinischen Schriftsteller geschrieben wurde, den Tod eines unglücklichen Franzosen. Wer wird je das Gewebe von Ursachen und Wirkungen entwirren? Wer kann sich rühmen, bei der Vollendung irgend einer Handlung zu sagen: Ich weiß, was ich thue? . . . Das lieber Freund, ist Alles, was ich Ihnen erzählen wollte. Das Uebrige interessiert nur die medizinische Statistik und läßt sich kurz abmachen. Le Mansel, den man in eine Irrenanstalt gebracht hatte, war vierzehn Tage lang das Opfer einer wüthenden Raserei. Dann versiel er in vollständigen Schwachsinn und während dieser Zeit wurde er so gefräßig, daß er sogar das Bohnerwachs verschlang, das zur Polirung des Fußbodens benutzt wurde. Vor drei Monaten erstickte er an einem Schwamm, den er verschluckt hatte.“

Der Doktor schwieg und zündete sich eine Cigarette an. Nach kurzem Schweigen sagte ich:

„Das war eine schreckliche Geschichte, die Sie uns da erzählt haben.“

„Ja, sie ist schrecklich“, erwiderte der Doktor, „aber sie ist wahr. Jetzt möchte ich ein Gläschen Cognac.“



Die deutsche Sprache in Belgien.

Es auf den heutigen Tag ist die Thatfache in Deutschland wenig bekannt, daß das deutsche Sprachgebiet sich auch über einen Theil von Belgien erstreckt und folglich das Deutsche neben dem Flämischen und Französischen die dritte Nationalsprache Belgiens ist. Die Länderabgrenzung des Wiener Kongresses und die spätere Auseinandersehung Belgiens mit Holland haben dem heutigen Königreich einen nordöstlichen und einen südöstlichen Zipfel deutschen Sprachgebietes gelassen, und zwar in Limburg (Provinz Vättich) und in Luxemburg. Das deutsche Belgien zerfällt daher in zwei Gruppen, die limburger und die luxemburger. Dazwischen liegen wohl zwanzig Meilen wallonischen Sprachgebietes. Der limburger Theil zieht sich an der politischen Grenze von Eupen bis Aachen hin. Er umfaßt elf Dörfer und fünfzehntausend Einwohner, ursprünglich Flamen, die durch deutsche Geistliche verdeutschet worden sind. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt nämlich das aachener Domkapitel das Kollationrecht über den flämisch sprechenden Theil des Herzogthumes Limburg, der bis an die Eifel reichte. Deutsche Geistliche erhielten die flämischen Pfarreien, Gottesdienst und Schulunterricht wurden deutsch und zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Sieg des Deutschen entschieden. Das Volk sah nicht mehr das Flämische, sondern das Deutsche als Schriftsprache an und die nächste Generation sprach es bereits als Muttersprache. Freilich war Das nur durch die nahe Verwandtschaft beider Sprachen möglich. Noch heute nähert sich die Mundart des Landes viel mehr der flämischen als der hochdeutschen Sprache; sie ist überwiegend niederdeutsch und die wenigen hochdeutschen Bestandtheile sind der Einbürgerung des Deutschen als Schriftsprache zuzuschreiben. Viel bedeutender als diese limburgische ist die luxemburgische Gruppe. Sie umfaßt zweiundzwanzig Gemeinden und fünfundsiebzigtausend Einwohner, nimmt die Kreise Arel und Rezig fast vollständig und außerdem einzelne Ortschaften der Kreise Zeiteler und Sielstal ein. Oestlich bildet das Großherzogthum Luxemburg, südlich Frankreich die Grenze; westlich und nördlich stoßen diese Deutsch-Belgier an die Wallonen der belgischen Provinz Luxemburg. Außer im Osten sind sie also überall von Welschen umringt und von je her dem wallonischen Andrang ausgesetzt gewesen. Daraus erklärt sich, daß im Luxemburgischen die Verwelschung größere Fortschritte gemacht hat als im Limburgischen. Immerhin bildet der Ardennenwald einen natürlichen Schutzwall; und wie sehr sich auch im Innern das deutsche Bewußtsein abgeschwächt hat, so ist der äußerliche Verlust des Deutschtums im Laufe der Jahrhunderte doch auf ein halbes Duzend Ortschaften beschränkt geblieben.

Im Gegensatz zu den limburger Deutsch-Belgiern sind die luxemburgischen Deutsche von Haus aus. Ihr Dialekt ist hochdeutsch, nämlich mittelfränkisch, und unterscheidet sich nur wenig von dem Dialekt, der im Großherzogthum herrscht. Seine Reinheit ist allerdings durch viele französische Wörter, die sich allmählich eingebürgert haben, getrübt. Die Hauptstadt des Landes und zugleich der belgischen Provinz Luxemburg ist Arel mit achtausend Einwohnern, bekannter unter dem französischen Namen Arlon. Diese welsche Form hat sich zu Anfang des Jahrhunderts sogar in deutsche Bücher und Zeitungen eingeschlichen und ist von deutschen Geographen und Geschichtschreibern aufgenommen worden. Der

allein beglaubigte und geschichtlich begründete Name ist aber der urdeutsche Arel und er wird auch, in Folge eines Vorschlages des amtlichen Ausschusses für Rechtschreibung der belgischen Ortsnamen, nächstens offiziell angenommen werden. Uebrigens sind deutsche Orte, deren Name französisirt ist, hier gar nicht selten. Ich erwähne nur Luxemburg selbst, das seine heutige Form dem französischen Luxembourg verbankt, eigentlich aber Lüzelburg heißen sollte.

Die älteste Namensform der Hauptstadt Deutsch-Belgiens, Drolaunum, ist keltisch. Daß das Land ursprünglich von Kelten bewohnt war, erhellt auch aus den zahlreichen auf acum endigenden Ortsnamen, wie zum Beispiel Törnich (Tornacum), Mëzig (Magenticum) und aus einem Bericht des Heiligen Hieronymus. Im Laufe des fünften Jahrhunderts eroberten die Germanen das Land. Sie drangen bis an den Ardennenwald vor und begannen, eifrig zu roden. Eine ganze Reihe von Ortschaften, Attert, Bontert, Mëbert, Almeroth, Lutzeroth mit den charakteristischen Namensendungen *ert* und *roth* (rode) lassen diese Entstehungszeit bestimmt erkennen. Die Umgegend Arels wurde von Trier aus dem Christenthum gewonnen. Sie bildete im zehnten Jahrhundert eine eigene Markgrafschaft, die mit dem Herzogthum Limburg verbunden war, jedoch im Jahre 1212 durch die Heirath Waltrams mit Irnesinde, Gräfin von Luxemburg, an die gräfliche Dynastie dieses Landes überging. Die deutsche Sprache in Belgien hatte davon keinen Nutzen; sie theilte fortan die Geschichte der deutschen Sprache im Großherzogthum und dort wurde seit dem zwölften Jahrhundert das Französische nicht nur die Verkehrsprache der höheren Kreise, sondern auch die Urkundensprache. Daß das kleine Grenzländchen sich von Frankreich bevormunden ließ, ist an und für sich erklärlich. Dazu kam aber auch noch das allgemeine Uebergewicht des Französischen zu Anfang des Mittelalters in ganz Mitteleuropa. Es war die Verkehrsprache der höchsten Kreise und der gesammten Ritterschaft und wurde nach Verdrängung des Lateinischen sogar Urkundensprache, selbst auf deutschem Boden. Außerdem gelangte die Grafschaft Luxemburg im Jahre 1136 in den Besitz der wallonischen Grafen von Namur. Heinrich der Blinde von Namur, der sechzig Jahre über die Grafschaft herrschte, und seine Tochter Irnesinde, die ihm folgte, verstanden höchst wahrscheinlich kein Deutsch. Alle luxemburgischen Herrscher des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts waren mehr französische als germanische Fürsten. Von Heinrich dem Siebenten, dem Luxemburger, der auf dem deutschen Kaiserthron erhoben wurde, berichtet Albertino Mussato, seine gewöhnliche Sprache sei die französische gewesen; keine einzige Urkunde dieses Kaisers ist deutsch verfaßt; selbst die Protokolle seines geheimen Rathes und die Rechnungen seines Hauses sind französisch. Natürlich folgen die Unterthanen dem Beispiel der Herrscher; sie liegen ganz im Bann der feineren Kultur des Nachbarlandes. Deutsche Städte wie Arel und Luxemburg verfaßten französische Urkunden, eben so die adeligen Geschlechter. Erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts tritt eine Reaktion ein. Die gräfliche Regierung, die Städte und Privatpersonen bedienen sich fast ausschließlich der deutschen Sprache. Von 1356 bis 1457 herrscht sie in allen uns erhaltenen amtlichen und privaten Urkunden. Das Französische kam erst wieder zur Geltung, als das Land unter das Szepter von Burgund kam. Ein großer Theil des Adels widersezte sich, als Elisabeth von Görlich ihre Rechte am Herzogthum auf Philipp den Guten übertrug; es kam

zum Kriege zwischen dem französischen Herrscher und dem deutschen Ritterthum; und in diesem Kriege trat zum ersten Mal der uralte Gegensatz zwischen Deutsch und Welsh in aller Schärfe auf. Das Feldgeschrei der Luxemburger war: Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben. Vom Deutschen Reich im Stiche gelassen, unterlag aber die deutsche Partei nach hartnäckigem Kampf und das Französische hielt wieder seinen siegreichen Einzug. Die Centralverwaltung wurde französisch und das Deutsche erhielt sich nur in der lokalen Verwaltung und in Privaturkunden. Als das Land der österreichischen Regierung im Jahre 1713 anheimfiel, hätte man erwarten können, daß Das dem Deutschen zu Gute kommen würde; aber das Gegentheil trat ein. Das Französische wurde ausschließlich gebraucht.

Die schlimmste Zeit brach aber mit dem Jahre 1830 herein. Einer der ersten Schritte der provisorischen Regierung war ein Sprachenerlaß, durch den das Französische als die Amtssprache des neuen Königreiches proklamirt wurde. Die Unterdrückung der germanischen Sprache wurde mit den Dialektverschiedenheiten im Flämischen und Deutschen motivirt. Das war ein Vorwand, der seitdem von den Wallonen häufig geltend gemacht worden ist. Zwar hütete sich der für die Ausarbeitung der Verfassung einberufene nationale Kongreß, den ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache zur Verfassungsbestimmung zu machen; er gestand vielmehr jedem belgischen Bürger den freien Gebrauch seiner Muttersprache ausdrücklich zu. Thatsächlich wurde die jedem Bürger gegebene Freiheit, sich einer beliebigen der drei Nationalsprachen des Landes zu bedienen, vollständig illusorisch und ist es in Deutsch-Belgien bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Regierung war nicht einmal gebunden, die anders sprechenden Landestheile mit sprachkundigen Beamten zu versehen. In der That überschwenkte sie das ganze Land mit wallonischen Beamten. Nie gebrauchte sie eine andere Sprache als die französische; das Beamtenthum that das Selbe und so setzte sich denn trotz der Verfassung ein alleiniger französischer Sprachgebrauch fest. Dazu kam im Jahre 1839 die Abtrennung des heutigen Großherzogthumes Luxemburg von Belgien, die sehr ungünstig wirkte. Selbst aus den lokalen Verwaltungen wurde die deutsche Sprache verdrängt; ihr blieb nur der häusliche Herd und die Straße. Nur dem Umstand, daß sie in der Schule gebuldet und von den Kanzeln weiter deutsch gepredigt wurde, ist es zuzuschreiben, daß die deutsche Sprache in Belgien vor dem vollständigen Untergang bewahrt blieb. Die Erhaltung der deutschen Muttersprache, die ja den denkbar besten Wall gegen den skeptischen Geist der französischen Kultur bildete, lag im Interesse der Kirche. Systematisch ist die Verwelschung von der belgischen Regierung zwar nie betrieben worden, aber alle amtlichen Kundgebungen erfolgten in französischer Sprache und das in den Grenzdistrikten zahlreich lebende Beamtenthum wurde der wichtigste Träger der Verwelschung. Gerade, daß seit 1830 in Belgien die deutsche Sprache nicht direkt angegriffen worden ist, daß man sie fortleben ließ, ohne Etwas für oder gegen sie zu thun, ist ihr vielleicht am Nachtheiligsten gewesen. Im Kampfe hätte sich das deutsche Bewußtsein gekräftigt; so ist es allmählich eingeschlafen. Man verkehrte mit den welschen Beamten in französischer Sprache und ließ sich ruhig gefallen, daß man vom Staate wie von der Provinzial- und Gemeindeverwaltung nur französische Papiere ins Haus geschickt bekam. Französisch lernte man noch dazu schon in der Elementarschule eben so viel, wenn nicht mehr als

Deutsch und die Erziehung in den höheren Schulen des Landes war französisch: so wurde die Kenntniß der deutschen Sprache beim Volk wie bei den Gebildeten immer geringer. Deutsch wurde allerdings noch von Allen verstanden, aber die Allerwenigsten waren im Stande, es richtig zu schreiben oder zu sprechen, und ein Deutsch-Belgisch, ein Mittelstadium zwischen Mundart und Schriftsprache mit stark französischem Anstrich, entstand, das man noch heute in den deutsch-belgischen Zeitungen antrifft und auch in der Kirche hören kann. Nur auf dem Lande blieben die Verhältnisse günstiger. In Folge des starken Zustusses wallonischer Elemente verlor die Stadt Avel ihren deutschen Charakter fast vollständig, das Deutsche wurde aus der Gemeindeverwaltung, aus der Schule und selbst zur Hälfte aus der Kirche verdrängt. Deutsch-Belgien besitzt heute drei deutsche Zeitungen: Die „Fliegende Taube“, das „Freie Wort“ und die „Aveler Zeitung“, die allerdings auch über die Grenze hinaus und von den in den großen belgischen Städten zahlreich ansässigen Reichsdeutschen gelesen werden. Diese haben auch ein eigenes Organ, das in Brüssel erscheinende „Deutsche Blatt für Belgien“. Eine in zwangloser Reihenfolge, vorläufig höchstens einmal jährlich erscheinende Zeitschrift: „Deutsch-Belgien“, das Organ des Deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien, ist jetzt gegründet worden. Die neue Zeitschrift „Germania“ will eine Annäherung zwischen den Slaven und Reichsdeutschen andahnen; sie erscheint zur Hälfte in deutscher Sprache. In den Presseverhältnissen ist also neuerdings eine günstige Wendung eingetreten und im Allgemeinen hat sich durch die Thätigkeit des deutsch-belgischen Vereins Vieles gebessert. Wie steht es nun heute um den Unterricht in der deutschen Sprache?

Im Elementarunterricht wird, wie bereits gesagt, in allen deutsch-belgischen Dörfern Deutsch und Französisch gelehrt und zwar gleichzeitig: eine ganz widersinnige Unterrichtsweise. Der deutsche Unterricht liegt in schlechten Händen. Die deutschen Lehrer und Lehrerinnen werden in französischen Normalsschulen ausgebildet und daher fehlt ihnen die nothwendige speziell deutsche Vorbildung. Dazu wäre eine eigene Bildungsanstalt erforderlich, die jedoch von der jetzigen Regierung schwerlich zu erlangen sein wird. Genaue Vorschriften über die Rangordnung des Deutschen und Französischen im Elementarunterricht bestehen nicht. Bei dem herrschenden System der Decentralisirung ist die Sorge um die Volksschulen den Gemeindeverwaltungen in die Hände gegeben und diese lassen meistens einfach den Lehrer schalten und walten, wie er will. Bis vor Kurzem hatte das Französische durchgängig den Vorrang; erst in letzter Zeit ist durch die Bemühungen des deutschen Vereins, dem die meisten Lehrer angehören, eine Verschiebung eingetreten. In Bezug auf den mittleren Unterricht erster Stufe ist schon seit Jahren für die Lehrer der deutschen Sprache eine Prüfung eingerichtet worden, die einen deutschen Aufsatz, die Grammatik und Erklärung deutscher Autoren und die Grundzüge der Literaturgeschichte und der historischen Grammatik umfaßt. Dadurch wird mit der Zeit ein guter Beheldiger herangebildet werden können. Abtheilungen für moderne Sprachen sind in den betreffenden Normalsschulen zwar gelehrt eingerichtet, aber bis heute noch nicht praktisch wirksam geworden. Sehr viel wird von den Lehrern der deutschen Sprache für den mittleren Unterricht zweiter Stufe (Gymnasialunterricht) verlangt. Sie müssen Doktoren der germanischen Philologie sein und haben eine Prüfung abzulegen, die unter An-

derem eine deutsch geschriebene Dissertation, die Kenntniß der altgermanischen Dialekte und der gesammten Literaturgeschichte fordert. Ihre Ausbildung erhalten die Kandidaten auf der Universität, wo eine besondere Abtheilung für germanische Philologie eingerichtet ist. Sie beginnen mit praktischen Uebungen, Autorenklärung und so weiter und gelangen stufenweise bis zur historischen Grammatik, den älteren deutschen Sprachen und dem eingehendem Studium der Literaturgeschichte. Dieses wissenschaftliche Programm scheidet nur vorläufig davon, daß die genaue Kenntniß der lebenden Sprache, die dem Antritt der Universitätsstudien vorangehen sollte, durchgängig fehlt. Auch ist die Schülerzahl sehr klein, da der Staat von den hundertundvierzig Gymnasien des Landes nur zwanzig besitzt und jährlich kaum einen Lehrer der deutschen Sprache anstellt. Die übrigen hundertundzwanzig Anstalten sind fast ausschließlich in Händen des Klerus, der, ohne in den Anstellungsbedingungen des Personals, in der Unterrichtsweise u. s. w. irgendwie gebunden zu sein, alle Vorrechte der staatlichen Gymnasien besitzt. In diesen freien Schulen herrschen geradezu primitive Zustände und der modernsprachliche Unterricht liegt besonders im Argen. Die Zahl der staatlich diplomirten Lehrer ist also im Vergleich mit der der freien Lehrer der katholischen Schulen, die gar keine Vorbildung erhalten, verschwindend klein. Auch fehlt es an jeder pädagogischen Ausbildung. Die seit Jahren geforderte Einführung des Probejahres ist noch nicht zur That geworden. Endlich haben die Erfolge der vlämischen Bewegung in Belgien den deutschen Unterricht stark beeinträchtigt. Wo es nur anging, besonders in den wallonischen Landestheilen, haben die Flamen die deutsche Sprache verdrängt und ihre eigene Sprache an deren Stelle gesetzt. Zu bewundern ist dabei, daß die Wallonen sich eine Sprache aufzwingen lassen, mit der sie außerhalb Belgiens absolut nichts anfangen können.

Zum Schluß möchte ich noch ein Wort über die neueste deutsche Bewegung in Belgien sagen, wenn man die bescheidenen Bemühungen des im Jahre 1893 zu Arel gegründeten Vereines so nennen kann. Im Innern Deutsch-Belgiens hatte die Verwelschung so stark um sich gegriffen, daß es hohe Zeit war, an Gegenwehr zu denken. Dem anfänglich mit den größten Schwierigkeiten kämpfenden deutschen Verein ist es nach Jahren stillen Wirkens geglückt, das deutsche Bewußtsein in Belgien aufzurütteln. Jährliche Versammlungen, populäre Vorträge, namentlich über das deutsche Volkslied, dieses ausgezeichnete Propagandamittel, deutsche Volksbücher, ein freier öffentlicher Lehrkursus der deutschen Sprache in Arel, Verbreitung deutscher Zeitungen u. s. w. waren die Mittel, die der Verein anwandte. Seine Mitgliederzahl beträgt hundert und seine Existenz scheint jetzt gesichert. Den größten Wurf that er vor einem Jahre, als das vlämische Sprachgesetz erörtert wurde. Er veranstaltete eine Massenpetition des deutsch-belgischen Volkes zu Gunsten gleicher Rechte für die deutsche und vlämische Sprache, die vorläufig freilich resultatlos blieb. Einige kleinere amtliche Erfolge hat der Verein immerhin zu verzeichnen. Auch hat die deutsch-belgische Belletristik mit einem kürzlich erschienenen Drama von Ph. Bourg: Papst und Fürst (Verlag von Pierson, Dresden) einen erfreulichen Anfang gemacht. Von wissenschaftlichen Werken, die nicht mehr, wie es früher üblich war, französisch, sondern deutsch geschrieben sind, giebt es aus den letzten zwei Jahren etwa ein halbes Duzend.

Bismarckfeier.

Des Großstadtrubels mehr als müde,
 Saß schon seit Jahren in der stillen
 Matthäekirchstraßeneinsamkeit
 Der alte Rath, der alte Eggeling,
 Ein Aufrecht, der mit seiner Bismarckliebe
 Vor'm Adel und vor Orden sicher war.

Hier, wo noch, wie zu Bäckfels Zeit,
 Das grüne Gras und Hirtentäschelkraut
 Auf Straßendamm und Bürgersteigen
 Sich ungestört des Daseins freuen,
 Wo rings die Ruhe so gebietend herrscht,
 Daß selbst beherzten Extrablattverbreitern
 Der Lockruf auf dem Lippen stirbt,
 Vermögen noch Gebildete,
 Die schlicht in Gott und Goethe leben,
 Sich in Berlin und die Berliner
 Mit Fassung und Geduld zu schicken.

Es war ein grauer Sonntagmorgen,
 Als schicksalschwer von Friedrichsruh die Kunde kam:
 Der Fürst ist tot!

So stand es schwarzumrandet auf dem breiten,
 Vom Druck noch feuchten Zeitungblatt,
 Das scheuen und besorgten Blicks
 Die treue Seele von Marie
 Dem alten Rath ins Zimmer brachte.

Ein Blick aufs Blatt! „Herr Gott im Himmel! Wer?
 „Wie? Wer? . . . Wel' Fürst? . . . „Wien? Bismarck? . . .“
 Fürst Bismarck, ja! . . . Der Fürst ist tot! . . .

Und schweigend wandte sich der gute Hausgeist ab,
 Schlich sacht auf Zehen aus dem Trauerzimmer
 Und drückte leise dann die Thür ins Schloß.
 Und still und stumm und tief war drin der Schmerz,
 Ein weher Tag!

Und wieder wars Hochsommerzeit
 Und wieder jährte sich der letzte Juli,
 Der für den feinen alten Rath
 Ein Feiertag wehmüthigen Gedenkens
 An den geliebten Chef geworden war.

Er war im Amt ihm nah gewesen,
 War all die neidenswerthe Zeit
 Von Siebzig und von Einundsiebzig
 In seinem Stabe mitgegangen
 Und hatte dann beim Kampf im Reich
 Im sichern Schatten seines Herrn geholfen.

Und was für Herr war Dieser Held!
 Ein Mann von Eisen, Guch aus einem Stück!
 Und doch —: der Bismarck, den er keusch verborgen
 Im Inneren seines Herzens hegte,
 War ein G. bild von anderm Stoff.

Nicht wars der stolze Halberstädter,
 Der Meister nicht im Parlament,
 Auch nicht der Leiter in der Politik der Welt,
 Der mit der Hand nur langte und schon lenkte —:
 Sein Bismarck war der seine Mann
 Im schwarzen Hausrock, mit der weißen Binde,
 Der zart um fränkende Gemahl sich mühte,
 Von ihrer leichten Hand sich willig
 Die Sorgen aus der Stirne streichen ließ
 Und dann beim gern gedönten Pfeisgen
 Und gut gemessnen Krüge Bishorr
 Im Kreis der Trauten und Getreuen
 Die Händel dieser Welt verachtete.
 Sein Bismarck war der gültige Gebieter,
 Der nicht zu trocknen Aktenbüchern
 Die Hefser um sich her erzog,
 Der mit Frey Reuter, einem Sassenwort,
 Mit einem Vers aus Vater Forst
 Die trüben Wolken auseinanderbligte,
 Und wenn ein widrig Schicksal wen betroffen,
 In seinen Zuspruch seine Seele legte.
 Das war sein Fürst!

Und heiter trat der alte Eggeling
 Zum großen Bücherbrett hinüber,
 Wo von und über Bismarck Alles aufgestapelt war.
 Da stand die lange Reihe seiner Reden.
 Er rührte heute nicht an ihnen.
 Wohl aber nahm er aus dem obern Fache
 Den abgegriffnen Band der Bismarckbriefe.

Im Armstuhl sah er nun und las die lautern,
 Ihm längst geläufigen Episteln.
 Und Sonne kam in sein Gesicht,
 Froh dehnte sich das Herz, die Brust ward weiter
 Und er genoh in vollen Bügen
 Des Schreibers reine, reise Kunst.

So las er sich die Gegenwart vom Herzen,
 Und als der Abend ihn dann überraschte,
 Als Hand und Buch hernieder sank,
 Schloß er mit einem Blick der Liebe
 Kuß lebensvolle Lenbachbild
 Die traulich stille Bismarckandacht.

Der stettiner Hypothekenprozeß.

Aubmüder und Engelmacher sind interessante Persönlichkeiten. Wird ihnen der Prozeß gemacht, so begleitet ihn die regste Theilnahme der Menge. Bankierprozeße sind dagegen meist langweilig. Niemand beachtet sie. Wenn der Erfolg das Recht bestimmt, dann ist Graf Armin, der Vorsitzende des Aufsichtsrathes der National-Hypotheken-Kredit-Gesellschaft zu Stettin, ein unschuldiges Knäblein und seine meisten Kollegen in der Verwaltung dieses Institutes sind uneigennütige Menschenfreunde. Wer seine Kenntniß der Verhältnisse der genannten Genossenschaft nicht nur aus den Prozeßakten und dem Verlauf der Verhandlung geschöpft hat, weiß es besser. Freilich hätte er nicht Guttsbesitzer und Bureaukraten auf die Anklagebank gesetzt, sondern die königlich preussische Regierung, die an der Gründung der stettiner Gesellschaft und an der Art ihrer Verwaltung schuldig ist. Diese Argirung ist sich ihrer Schuld, die ihr schon oft mit feurigen Zungen gepredigt wurde, aber gar nicht bewußt; denn sonst hätten ihre Vertreter im Bundesrath nicht das früher begangene Versehen durch Ausnahmebestimmungen des neuen Reichshypothekendarlehengesetzes abermals sanktionirt. Ruinöse Statuten werden auch weiterhin gestattet.

Man sollte meinen, daß die Rathsherren bei der Heimkehr vom Rathhause klug geworden seien. Aber ihr Wahn ist der alte; und auch im Lande bleibt Alles beim Alten. Darum muß endlich öffentliche Anklage gegen das System erhoben werden, das die Miswirthschaft der stettiner Genossenschaft auf dem Gewissen hat: das System der Gewährung landwirthschaftlichen Realcredits in Preußen. Zu der Zeit, da Preußen ein Ackerbaustaat war und noch keine Hypothekenbanken bestanden, waren landwirthschaftliche Realcreditverbände am Plage. Sie haben zwar in Kriegsjahren böse Tage durchgemacht und die Leute, die ihre Schuldverschreibungen als das sicherste Anlagepapier erworben hatten, mußten mehrfach auf einen Zinsgenuß verzichten. Das staatliche Privilegium wurde als eine Schutzwehr angesehen, die allerdings versagte, sobald sie sich bewähren sollte. Leider ist eine Geschichte der preussischen Landschaften, die über die Funktionen dieser Institute helles Licht verbreiten könnte, noch nicht geschrieben. Als sich die Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat vollzog und die Landwirthschaft, trotz erhöhten Getreidezöllen, immer ungünstiger arbeitete, wurde auch der landwirthschaftliche Grundbesitz entwerthet und, gemäß dieser Entwicklung, die Sicherheit der Beleihungen und der Pfandbriefe, die auf Grund dieser Hypotheken von den Landschaften ausgegeben wurden, arg gefährdet. Die Besizer konnten oft die Zinsen nicht zahlen und die Güter mußten verkauft oder in eigene Verwaltung genommen werden. Fälle merkwürdiger Ueberschätzungen des Bodenwerthes wurden bekannt, die Landschaften erlitten beträchtliche Verluste und für den Grundbesitz, den sie zu übernehmen genöthigt waren, mußten große Baarsummen aufgewendet werden, um ihn als Wirtschaftsojekt überhaupt nur in Frage kommen zu lassen. Es rächte sich furchtbar, daß die Leute, die Beleihungen nachsuchten, mit denen identisch waren, die sie zu gewähren hatten. Die Lagen gaben nur zu oft lediglich einen Beweis weitgehender Gefälligkeit; berühmte altpreussische Namen wurden zum Deckmantel frivoler Gewissenlosigkeit.

Die Landschaften haben die Noth, in die sie auf diese Weise gerathen sind,

öffentlich nicht gebüchdet. Eins der schädlichsten unter den vielen Privilegien, mit denen sie bekleidet sind, entbindet sie von einer alljährlichen öffentlichen Rechnungslegung, wie sie konkurirenden Privatgesellschaften zur Pflicht gemacht ist. Die Regierung mußte von der verderblichen Mißwirthschaft, die seit vielen Jahren andauert, wissen, wenn die Staatsaufsicht, mit der jene Privilegien begründet wurden, nicht völlig versagt hat. Die Staatsregierung hielt und hält aber trotzdem die längst nur noch auf einem Schwebende Fiktion aufrecht, daß die Landwirthschaft allgemein günstige Erträge liefere, daß die Werthschätzung der Güter richtig und unwandelbar sei und daß deshalb sowohl den von den Landschaften ausgegebenen Pfandbriefen als auch den zu ihrer Deckung dienenden Beleihungen landwirthschaftlicher Grundstücke eine unbedingte Sicherheit zuzuschreiben sei. Diese Fiktion wird fortdauernd durch neue Privilegien genährt und gestärkt, und zwar mit um so heiserem Bemühen, je mehr ihre Grundlage zerschmilzt. Die Regierung hat selbst die Gründung von Instituten gefördert, die auf dem System der Landschaften beruhten und den Geldbedarf der in einem Verband vereinigten Grundbesitzer eines beschränkten Bezirks gegen Pfandbriefausgabe zu befriedigen bestimmt waren. Eine solche Gründung — mit dem ausgesprochenen Zweck, der Landwirthschaft eine Stütze zu leihen — ist auch die Rational-Hypotheken-Credit-Gesellschaft in Stettin. Für sie wurde die Form der Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht gewählt, die für den beabsichtigten Zweck ungeeignet war. Um ihr künstlich Lebenskraft zu verleihen, wurde durch die Statuten der verhängnißvolle Grundsatz festgelegt, daß Niemand eine Beleihung erlangen könne, der nicht Mitglied der Genossenschaft sei. Das heißt: der nicht die Verpflichtung auf sich nehme, für alle Schulden des Instituts mit seinem gesamten Vermögen einzustehen. Zur Allgemeinen werden nur Leute, denen das Messer an der Kehle sitzt, sich einer so lästigen Bestimmung fügen, um eine Beleihung ihres Grundbesitzes zu erlangen. Sie können auch nur über minderwerthige Objekte verfügen; denn sonst stünde es ihnen ja frei, sich mit ihrem Geldgesuch an Hypothekenbanken zu wenden, die ihre Entscheidung lediglich von der Güte der Beleihungsgegenstände abhängig machen, nicht aber von der Beneigntheit der Darlehnsucher, sich persönliche Verpflichtungen aufbürden zu lassen. Die Genossen glaubten, die ihnen zugemuthete Last im Vertrauen auf die Staatsaufsicht, der die Genossenschaft unterstellt war, tragen zu können. Dieses Vertrauen sollte aber bitter getäuscht werden, denn die Regierung machte sich ihre Aufgabe sehr leicht. In der kritischen Zeit, wo die Pfandbriefe der Genossenschaft bereits nothleidend geworden waren, stand sie unter der Aufsicht eines jungen Regierungsaessors, dessen Streben wahrscheinlich war, nach Berlin in ein Ministerium zu kommen; und diese Sehnsucht sollte bald gestillt werden. Die Sachkenntniß und Energie, die dringend notwendig waren, um des schwankenden Schiffleins Seetüchtigkeit zu prüfen und es im rechten Fahrwasser zu halten, fehlten dem im Uebrigen sehr strebsamen und liebenswürdigen Regierungsaessor vollständig. Seine Hauptaufgabe erblickte er darin, die durch Erfüllung der Haftpflicht oft an den Bettelstab gebrachten männlichen und weiblichen Genossen — die Gleichberechtigung der Geschlechter war nämlich von der Verwaltung der Genossenschaft durchgeführt — durch Aufwand aller Ueberrückungskünste zu beschwichtigen. Jeden, der den letzten Generalversammlungen der Gesellschaft im Christlichen Vereinshaufe

zu Stettin beigemohnt hat, mußte der ganze Hammer sowohl der zum Theil aus den niedrigsten Volkskreisen sich zusammensetzenden Genossen als auch der Pfandbriefbesitzer anfallen. Der Herr Regierungsrath gefiel sich in der Rolle eines höheren Wesens. Mit dem vergnügtesten Lächeln von der Welt, die Hände in den Hosentaschen vergraben, die dicke Cigarre behaglich schmauchend, stolzirte er einher; nur wenn direkte Anfragen an ihn gerichtet wurden, verzichtete er zeitweilig auf den Genuß der Havanna und stütete unter verbindlichen Nebenarten die alte Melodie: „Keine Furcht! Alles wird schon gut gehen!“

Es ist nicht gut gegangen und konnte nicht gut gehen. Das verhinderte vor Allem das Statut, das der Genossenschaft den Stempel einer agrarischen Wohlthätigkeitsanstalt ausprägte, und die unkaufmännische Art, wie die Verwaltung geführt wurde. Das Statut gestattete dem Vorstand, Pfandbriefe ohne Ziel und Maß auszugeben und erst am Schluß des Jahres darauf Rücksicht zu nehmen, daß jeder Pfandbrief durch eine auf den selben Betrag lautende Hypothek gedeckt sein müsse. Natürlich war dieser Zeitpunkt zu spät, um Versehen, die nach dieser Richtung hin begangen waren, wieder gut zu machen. War aber einmal das Unglück geschehen, waren Pfandbriefe verkauft worden, denen jede Unterlage fehlte und die daher nur den Werth eines bunten Formulars beanspruchen konnten, dann konnte der Bestand der Genossenschaft nur noch durch Fällungen der Bilanz oder durch Rückkauf der überschüssigen, ungedeckten Papiere aufrecht erhalten werden. Die Beschreitung des zweiten Weges wurde durch Mangel an Mitteln manchemal erschwert, manchemal unmöglich gemacht. Bequemer war es, die Geschäftsbücher zu fälschen und über den letzten Tag des Rechnungsjahres, den einunddreißigsten Dezember, hinaus offen zu halten, um spätere Eingänge noch auf den Konten des alten Jahres zu verbuchen. So entstanden trügerische Bilanzen.

Die Mitglieder des Vorstandes und des Aufsichtsrathes, die alljährlich die Gewinn- und Verlust-Rechnung unterzeichneten und durch Namensunterschrift bekundeten, daß die Geschäfte korrekt geführt seien, sind zum Theil bei ihren Richtern mit der Entschuldigung durchgedrungen, daß sie keine Ahnung von der Buchführung gehabt hätten, also außer Stande gewesen seien, die Bilanz zu prüfen. Wer vorher eine solche Behauptung gewagt hätte, wäre ausgelacht worden. Wie? hätte man gefragt, die Verwalter von Millionen, die Millionen-Kredite beanspruchen und Papiere ausgeben, die an den ersten deutschen Börsen als erstklassige Rentenwerthe gehandelt und notirt werden, sollen ohne Kenntniß der einfachsten Regeln der Buchführung sein? Wer fünf gesunde Sinne hat, kann Das nicht glauben! Der Besitzer eines ganzen Komplexes von Rittergütern und industriellen Betrieben, der dabei ein tüchtiger und gewissenhafter Landwirth und Kaufmann ist, dessen Rath in den wichtigsten praktischen Erwerbsfragen Etwas gilt, der jeden Tag bedeutsame Geldgeschäfte auszuführen gewohnt ist, sollte wirklich nicht mit den verhältnismäßig einfach angelegten Büchern der Genossenschaft, deren Geschichte er wie ein Diktator bestimmte, Bescheid gewußt haben? Die Geschäftsfreunde des Grafen Arnim, die seit vielen Jahren seine kaufmännischen Eigenschaften kennen, schütteln den Kopf. Aber wenn seine Entschuldigung begründet ist, so erhebt sich die ernstere Frage, wie er mit Fähigkeit an einem Amt festhalten durfte, wenn er die zu dessen Verwaltung nöthigen Fähigkeiten nicht besaß, und wie die Direktoren der stettiner Gesellschaft ihre Stellung bekleiden konnten, ohne

— nach eigenem Geständniß — über die einfachsten kaufmännischen Vorkenntnisse zu verfügen. Unter solchen Umständen war, zumal da der Fluch der Wettrennschaft über die Genossenschaft heraufbeschworen wurde, ein Zusammenbruch unvermeidlich.

Trotzdem entschließt sich die Regierung als Aufsichtbehörde nicht, reinen Tisch zu machen. Ihr Verantwortlichkeitsgefühl richtet sie nur gegen die Hypothekeninstitute, die sich vorzugsweise mit der Beleihung städtischer Grundstücke beschäftigen, deren Pfandbriefe daher ungleich sicherer sind als die der landwirthschaftlichen Genossenschaften, gegen die Hypotheken-Aktienbanken, die ihren Gläubigern überdies mit einem beträchtlichen Aktienkapital und Reservefonds haften. Alle Protektion der landwirthschaftlichen Realkreditgesellschaften kann deren Solidität aber nicht heben; ihre Grundlage ist längst veraltet und verfault. Und man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen zu können: Einst wird kommen der Tag . . .

Lynkeus.



Von dem Herrn Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft erhielt der Herausgeber der „Zukunft“ den folgenden Brief:

„In dem ‚Heiße Tage‘ betitelten Artikel Ihrer geschätzten Zeitschrift (No. 42) werden wir mit einem Bronzewaaren-Unternehmen in ‚engste Beziehungen‘ gebracht, unter dem nur die Aktien-Gesellschaft vorm. J. E. Spinn und Sohn verstanden werden kann. Wir bitten, die Berichtigung aufzunehmen zu wollen, daß wir mit der genannten Gesellschaft zwar in angenehmen geschäftlichen Beziehungen stehen und sie als Mietherin in unserem Geschäftshause zu begrüßen Gelegenheit haben, daß wir aber weder durch Aktienbesitz noch in sonst einer Weise an dem Unternehmen interessiert sind.“



Notizbuch.

Wer ist die „kaiserliche Regierung“? In dem Erlaß vom dritten August 1871 wird zwar gesagt, daß „die nach Maßgabe der Verfassung und der Gesetze des Deutschen Reiches vom Kaiser ernannten Behörden und Beamten als kaiserlich zu bezeichnen sind“; doch weder dieser Erlaß noch irgend ein Satz der Reichsverfassung lehrt uns, aus welchen Personen die „kaiserliche Regierung“ bestehen mag, deren Haltung und Entschlüsse Graf Bülow den Bundesregierungen in einem Rundschreiben geschildert hat. Dieses Rundschreiben ist vielfach gerühmt, von besonders gefälligen Deuten sogar als „ein Meisterstück diplomatischer Prosa“ gepriesen worden. Der Diplomatenstil steht in üblem Ruf und so mag es gestattet sein, als eine Musterleistung der berückichtigten Gattung einen Brief zu preisen, in dem „Derselbe“ eine große Rolle spielt und andere papierne Blüten in reicher Fülle zu finden sind. Da giebt es „Gesichtspunkte“, denen „Rechnung getragen wird“, da werden „Ziele verfolgt“, wird „in Mitleidenenschaft gezogen, Alles, was dunkel und ganz undurchsichtig ist, „offenbar“ genannt und an den Anfang gleich der erschreckend schöne Satz gesetzt: „Die jüngsten Vorgänge in China haben, wie überall in der civilisirten Welt, so auch in Deutschland in ho-

hem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen.* In diesem Stil geht es dann weiter. Politisch ist das Rundschreiben völlig inhaltslos; es wiederholt, was vorher schon in allen Zeitungen stand, zeigt — wohl wider den Willen des Schreibers —, wie mangelhaft die Botsandten über das Wachsen der nationalen Bewegung in China unterrichtet waren, und bemüht sich, den Eindruck der vom Kaiser gehaltenen Reden zu verwischen. Der Kaiser hatte unzweifelhaft von dem gegen China zu führenden „Krieg“ gesprochen, hatte erklärt, er werde eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen habe, und nicht eher ruhen, als bis er in Peking unter den siegreich auf der Stadtmauer wehenden Fahnen den Chinesen den Frieden diktiren könne. Graf Bälow spricht sanfter: vielleicht hat er deshalb so schnell die Zustimmung des Bundesraths-ausschusses für auswärtige Angelegenheiten gefunden. Wer sein Circular liest, muß glauben, die Chinesen seien ohne den geringsten Grund plötzlich in Raserei verfallen. Das braucht uns heute hier nicht zu bekümmern. Wer aber ist die „kaiserliche Regierung“, in deren Namen der Staatssekretär spricht und die ihre Entschlüsse nachträglich den Bundesregierungen zur Kenntniß bringt? Der Reichskanzler, der einzig verantwortliche Beamte, durch dessen Gegenzeichnung die Willensakte des Kaisers nach der Verfassung erst gültig werden, war während der kritischen Zeit nicht in Berlin. Auch der Bundesrath war nicht versammelt. Beide Faktoren haben an den Entschlüssen der „kaiserlichen Regierung“ also nicht mitgewirkt... Viele Deutsche müssen von den Verfassungszuständen des Reiches bisher wohl eine ganz falsche Vorstellung gehabt haben. Zweierlei haben sie jetzt gelernt. Erstens: das Deutsche Reich kann, ohne daß Kanzler, Bundesrath und Reichstag befragt werden, mit „Freiwilligen“ einen Krieg führen. Zweitens: im Deutschen Reich giebt es eine „kaiserliche Regierung“, an der des Reiches Kanzler nicht theilhaftig ist, in deren Namen der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes das Wort führt und die von ihr gefaßte und ausgeführte Entschlüsse den Bundesregierungen durch Rundschreiben mittheilen läßt

Gegen den am dreißigsten Juni hier veröffentlichten Artikel des Herrn Julius Hart („Tote Kunst“) wendet sich der folgende Brief:

Sehr geehrter Herr Harden,

ich bin weder bleicher Affekt noch von der Kunst der Aesthetiker noch Künstler, habe mich aber in den „Museumskirchhöfen“ immer sehr wohl befunden und war froh, mich in ihnen eine Zeit lang dem „warmen“ Leben entrückt zu fühlen. Man muß allerdings den verlockenden Gedanken fahren lassen, dort Surrogate für die Umarmungen lebendiger Aphroditen zu finden; aber warum sucht man denn Surrogate, wo doch das Echte noch in genügender Fülle vorhanden ist? Das wird nur der bleiche Affekt thun, der sich vor dem Leben fürchtet und zurückzieht, trotzdem aber sein schwaches Fleisch nicht ganz vergessen kann; und wer dauernd von der „großen Trunkenheit des Liebens und Zeugens“ besessen ist, thut deshalb besser, die marmorne Gesellschaft zu meiden, denn: „wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib“. Runschaffen aber doch die Bildhauer von ehemals und von heute nicht nur weibliche Statuen, und zieht man die Konsequenzen jener Theorie, so dürfte ein männlicher Bewunderer des Hermes oder des Apollo von Belobere wohl kaum der übelsten Nachrede entgehen, eben so wie der Staat selbst, der solche Verberber der Phantasie zur Schau stellt.

Es giebt aber doch wohl eine größere Anzahl von Menschen, die, ohne von der Trunkenheit des Liebens und Zeugens erfüllt zu sein und ohne den Beruf eines

theorieleustigen Kesthetikers in sich zu spüren, lediglich im willenlosen Anschauen schöner Bildwerke einen Genuß finden, den ihnen das Leben, die animalische Nähe und die mehr oder weniger äußerliche Berührung mit den Menschen nicht bietet. Denn was bietet sie uns? Zeigt uns das Leben der Menschen wirklich einen ewigen Wechsel? Doch wohl nur den Wechsel des sich drehenden Uhrzeigers, der täglich mit größerer oder kleinerer Geschwindigkeit die verschiedenen Stellen des Zifferblattes passirt. „An zwei Gliedern nur hängt die moralische Welt“, sagt Schiller und hätte das „moralische“ eben so gut weglassen können. Und das Leben, so weit wir es mit den Augen täglich sehen, sagt wahrhaftig nicht viel Anderes, als daß der *faux cul* des einen Jahres im nächsten durch den *Sackpalaetot* abgelöst wird oder daß Herr Daby vielleicht im nächsten Sommer ein *Exigier* erfunden hat, das die lokalen Schnurrbärte schweinefchwanzförmig ringelt. Massen von Kleidergestellen wogen an uns vorüber, und wenn etwas Anderes als das Gefühl, diese Behänge voll Stolz zu zeigen, ein Gesicht belebt, so ist es, euphemistisch ausgedrückt, der Hunger oder „die große Trunkenheit des Liebens und Zeugens“; oder wir sehen, wenn es hoch kommt, ein bleiches Streberantlitz, das nach *Hofequipagen* ausschaut. Das Alles kann vorübergehend interessant sein, den Blick auf Das erweitern, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, aber erhebend ist es nicht und zeigt noch weniger Abwechslung selbst als die unschuldigen Kaffeeorgien der *secondité* in den Gärten *Rixdorfs*. An Interessantem kann man zum Beispiel im „warmen Leben“ wahrnehmen, daß die Blindheit des Gottes der verlangenden Liebe ihren sehr guten Grund hatte; sonst würden wohl das Straßenleben wie die Eheschleikungen auf ein Minimum herabsinken.

Die Bewegung, das Leben fehlt dem Marmor, es fehlt auch der schönsten Gebirgslandschaft, dem gestirnten Himmel, der endlosen Prairie, der Abendröthe, der ruhigen Meeresfläche, auch der Wasserfall hat nur die eiförmige Bewegung der nach dem Erdmittelpunkt strebenden Moleküle; trotzdem freuen wir uns Dessen und finden es schön, ohne daß sich ein Verlangen in uns regt. Wir schauen es willenlos an; und darin beruht die Reinheit des Genusses, — für mich wenigstens. Die selbe reine Genußempfindung flößen auch die höchsten Erzeugnisse menschlicher Kunst ein. Ich verstehe darunter nicht die heinlosen Handlanger der Siegesallee, obgleich die allegorische Bedeutung der Weinlosigkeit eben so fein wie ansprechend ist.

Zweifellos ist das Alexandrinerthum ein Irrweg, der besonders im Lande der Denker und der Gründlichkeit von Vielen beschritten wird, und deshalb ist es auch natürlich, daß dieser Irrweg, rückwärts verfolgt, nicht den richtigen Punkt trifft, sondern nur das Wesen Derer bezeichnet, die ihn zuerst beschritten. Die größte Vollkommenheit bildender Kunst erreichten die Griechen, von denen man nicht sagen kann, daß sie dem realen Leben fern blieben, und für sie war es nicht nur religiöse Kunst. Die zweite hohe Blüthe brachte die Renaissance, und zwar ein Geschlecht, das dem religiösen Geist, dem Alexandrinerthum und der bleichen *Afese* so fern wie möglich war, das im Gegentheil aus *Vedemännern par excellences* bestand, die keine Surrogate für lebendige Schönheiten suchten. Trotzdem sind sie des Kunstgenusses fähig gewesen, eben so wie Goethe, der bleiche *Afket*, als er die *Juno Ludovisi* aus dem Lande seiner Wünsche in seine nordische Heimath brachte, um sein Haus und Leben zu verschönern. . . Man sagt, die Schönheit sei ein Geheimniß. Das heißt, daß eine Definition nicht ihr Wesen trifft, eben so wenig, wie irgend eine andere tiefinnerliche Empfindung durch Worte genau wiedergegeben werden kann. Das immer wieder zu versuchen, ist ein echt alexandrinisches Bemühen.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.

So freue ich mich auch der Pracht wirklicher Kunstwerke, die für mich nicht tot sind, schon weil sie eben dieses Gefühl in mir werden. Der Gedanke und der Geist, der sie hervorbrachte, schwebte über dem gewöhnlichen Leben und deshalb sind sie zu allen Zeiten wieder durchgedrungen, wie auch der Saisongeschmack sein mochte; und deshalb werden sie sich auch immer dem der Zeit unterworfenen Begehren verschließen, während die reine Anschauung stets von ihnen beschränkt werden wird.

Graf Ernst zu Reventlow.

Von der Wasserkante wird mir geschrieben:

„Ich hatte endlich Etwas entdeckt, womit ich handeln zu können glaubte: Fischdünger. Auf einem der größten Hochseefischereihäfen stauten sich zuweilen solche Massen von Seefischen an, daß die Händler und Räucherer mit dem besten Willen nicht damit fertig zu werden wußten; so verwandelten sich naturgemäß die überzähligen Fische in Dünger. Mit Hilfe einer fabriklähnlichen Einrichtung wurde dieser Dünger einigermaßen transportfähig gemacht und es fehlte nur noch der starke Mann, diesen neuen Werth anzusehen. Da ich von je her für das Ideale und Poetische schwärmte, wenn es eine nützliche Seite hatte, so hielt ich mich für diesen starken Mann und ging frisch an die Arbeit. Ich hing meinen Stehkragen an den Nagel, knöpfte meinen Rock bis oben an zu, zog ein Paar langer Miststiefel an und begab mich über Land. Dort setzte ich den Bauern in allerhand Deutsch auseinander, daß sie ein gutes Geschäft machen könnten, wenn sie sich vor dem etwas scharfen Geruch von übermangansauer gewordenen Seefischen nicht scheuten und ihre mageren, mit Kunstdünger ausgemergelten Keder mit einem Häuflein verdorbener Pasteten aufrischen wollten. Bei meiner gemüthsamen Natur, die mit Schwarzbrot und abgerahmter dicker Milch auf der Höhe der Kräfte zu erhalten ist, fand ich bei diesem Handel mein Auskommen und fing an, die Bauern zu beneiden, die doch wenigstens mit ihren eigenen, im Rauchfang hängenden Speckseiten ihren Speisezetteln ein Wischen ansetzen konnten. Ich sah gar nicht ein, warum ich nicht in patriotischer Begeisterung in das hohe Lied von Deutschlands blühendem Wohlstand einstimmen sollte. Da stolperte ich eines Abends auf einem sandigen Heidewege über einen menschlichen Körper. Es war Karsten Tietjen, wie er sich mir vorstellte. Siebenundsebenzig Jahre alt, Anbauer, Invalid in Folge eines Leistenbruchs, den er sich auf dem Felde der Ehre beim Heidehauen geholt hatte; er lag nicht nur im Sand, sondern auch noch im Streit mit dem hohen Landrathshaupt wegen einer von ihm beanspruchten Rente aus der landwirthschaftlichen Genossenschaftskasse. Nachdem ich ihm auf die Beine und dann auf die Krücken geholfen hatte, schleppte ich ihn bis ans nächste Chauffeeirthshaus, wo er eine Gelegenheit zum Nachhausefahren abwarten sollte. Der Mann hatte das Letzte, was er zu verkaufen hatte, ein Schwein von hundert Pfund Lebendgewicht, für den Preis von 32 Mark nach der Stadt gebracht, um endlich wieder bares Geld im Hause zu haben. Ein paar Tage später suchte ich Karsten Tietjen in seiner Behausung, wie ich ihm versprochen hatte, auf, um die Papiere anzusehen. Der Herr Sanitätstath und Vertrauensarzt der landwirthschaftlichen Genossenschaft hat es, laut Zeugniß, für unwahrscheinlich gehalten, daß Karsten Tietjen beim Heidehauen, also einer landwirthschaftlichen Arbeit, durch

einen Fall in Folge Stolperns sich einen Leistenbruch zugezogen haben konnte, und so wurde dem Karsten Tietjen, trotzdem er seine Beiträge in die Kasse gezahlt hatte, der Anspruch auf Rente abgesprochen, zumal seine Dürftigkeit als nicht erwiesen registriert worden war. Ich lehnte es ab, am Mittagsmahl, Kaffee — o glorreicher, segenspendender, von Panzerschiffen geschützter Uebereesehandel! —, Schwarzbrod und Speck, theilzunehmen, und that, als ob ich eben schon gespeist hätte. Das Entleind lag blutleer und mit stricknadelhinnen Knochen in der Kemetate; die Mutter, eine Frau von sechsunddreißig Jahren, sah aus wie eine Matrone von siebenzig; ihr Mann, dem die Soldatenjahre noch immer in den Knochen steckten, konnte seine gute Verpflegung durch die für deutsche Krieger schwärmenden Stadtskönninnen nicht vergessen, hatte sich unmöglich gemacht und war zum Hause hinausgeworfen worden; er soll Kriegsdienste für Kaiser und Reich in China genommen haben. Die windschiefe Bude drohte, mir auf den Kopf zu fallen. Die Kuh im Stall, der sich eng an die „Wohnung“ angeschlossen, sah mich mißtrauisch an, als ob ich ihr einen Pfandzettel auf den Schwanz kleben wollte. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Ich schrieb einen langen Brief an den Sanitätstath und das Landrathamt, — und siehe da: mir stehen seitdem die Akten über den Fall Karsten Tietjen auf der Kanzlei des *Генерал-Губернатора, von Кі-Сі, отъ, въ, іхъ, изъ, мѣ, сл. 1907* der Reichs-, vorst überzeugen, daß die Verweigerung der Invalidenrente an den Anbauer Karsten Tietjen auf Grund eingehender Erhebungen und von Rechts wegen erfolgt sei.

Zwischen Herrn von Hansemann, dem Besitzer des posenschen Gutes Bemowo, und dem Bunde der Landwirthe ist eine Fehde entbrannt, die mit Druckschwärze auf Holzpapier ausgefochten wird. Herr von Hansemann findet, von nationaler Landwirthschaft könne nur da die Rede sein, wo der alte deutsche Arbeiterstamm den Gütern erhalten bleibt und nicht durch Russen oder Galizier ersetzt wird, die den preussischen Osten mehr und mehr entnationalisiren. Er sagt, eine Regierung, die den Slaven die Grenzen öffne, könne es nicht allzu ernst mit der Germanisirung der Ostprovinzen meinen, von deren „nationaler Hebung“ so viel zu hören und so wenig zu sehen ist. Ihm antworten die Führer des Bundes der Landwirthe, die Leutenoth sei im Osten so groß und es sei so unmöglich geworden, eine ausreichende Menge deutscher Landarbeiter zu bekommen, daß deshalb die wirtschaftlichen den nationalen Erwägungen vorangehen müssen. In diesem Falle haben beide Parteien das subjektive Recht auf ihrer Seite. Einem Landwirth, der, trotz allem Bemähen, nicht die für seine Wirthschaft nöthigen deutschen Arbeiter herbeiziehen und behalten kann, darf man nicht verdenken, wenn er Russen oder Galizier miethet. Sicher ist aber, daß von nationaler Politik nicht gesprochen werden kann, wenn man Schaaren slavischer Arbeiter ins Land lockt, und daß, wie die Besitzer für ihr Getreide, die Arbeiter für ihre Lohnforderung, das Aequivalent ihrer Leistung, Schutz gegen ausländische Unterbieter fordern dürfen. Herr von Hansemann, der übrigens selbst gestehen mußte, daß er für die Sommerarbeit Betten gemiethet hat, ist ein reicher Mann, der sich, ohne daran zu Grunde zu gehen, den Luxus gestatten kann, deutschen Arbeitern höheren Lohn als die Nachbarn zu zahlen. Und die Moral der Geschichte ist: daß selbst dem feurigsten Patrioten das Heim näher ist als der Rock und daß Jeder sich satt essen will, ehe er daran denkt, des Vaterlandes Machtbestand und nationale Stärke vor Verlusten zu schützen.

Der König Alexander von Serbien hat sich einer Dame von bürgerlicher Abkunft verlobt. Der Bräutigam ist dreiundzwanzig, die Braut neununddreißig Jahre alt. Obwohl solche Verlobungen auch im bürgerlichen Leben Westeuropas — mit und ohne Schadfen — nicht gerade selten sind, kann Schmock sich über die Wahl Alexanders des Kleinen nicht beruhigen. Wahrscheinlich ist er so wüthend, weil der Serbenkönig nicht gefragt hat, was seine Braut „mitbekommt“, und weil er die Inzeratenhilfe der „vornehmen Blätter“ verschmäht hat. Dem armen serbischen Staat hat die Verlobung schon zwei nicht zu unterschätzende Vortheile gebracht: das der schamlosesten Rechtsbeugungen schuldige Ministerium Gorgjevic ist zurückgetreten und der Glückspieler Milan hat das Oberkommando des Heeres abgegeben. Wenn dieser traurige Geselle, der sich wohl eine reichere, zum Anpumpen geeignete Schwiegertochter gewünscht hatte, ob solcher Enttäuschung für immer aus den serbischen Grenzen verschwände, dann hätten die Unterthanen des verliebten Sascha Obrenowitsch alle Ursache, der den Jugendthorheiten entwachsenen Braut ihres Königs dankbar zu sein.

In Königs ist wieder einmal ein des Mordes Verdächtiger aus der Haft entlassen worden und es sieht so aus, als sollte des Mörders Spur nicht mehr entdeckt werden. Vielleicht führt diese Erfahrung endlich zu einer Aenderung des Systems. Der zu den ersten Ermittlungen aus Berlin entsandte Kriminalkommissar mag ein sehr tüchtiger und gewissenhafter Beamter sein und die Angriffe, die gegen ihn gerichtet wurden, nicht verdienen. Er mag auch über die besten Manieren und über ein ansehnliches Maß allgemeiner Bildung verfügen: für die ihm in Königs zugemuthete Aufgabe war er nicht vorgebildet. Denn diese Aufgabe verlangt eine soziale Stellung und einen Umfang kriminalistischer und — namentlich — psychologischer Kenntnisse, die von einem einfachen Kriminalkommissar nicht zu erwarten sind. Und gerade die ersten Ermittlungen sind in heißen Fällen oft von entscheidender Wichtigkeit; was anfangs verfehlt wurde, ist später kaum jemals wieder gut zu machen. Ueberliebt scheint übrigens die Verwirrung der „Volksseele“ in Westpreußen und Pommern zu sein. Als neulich aus Königs die Kunde kam, ein Christ sei als Mörder des Gymnasiasten Winter verhaftet worden, ließ in Bütow der Verleger eines Lokalblattes groß und breit den Satz plakativ: „In Folge der Beschuldigung bis zwölf Uhr nachts Revolte gegen die Juden!“ Dieses Plakat hielten die Bütower für ein amtliches, sie beeilten sich, der Weisung einer hohen Behörde zu gehorchen, und waren sehr erstaunt, als die ärgsten Störer der öffentlichen Ordnung dann trotzdem verhaftet wurden. In der darauf folgenden Hauptverhandlung sagte der Stadtwachmeister unter dem Zeugeneid: „Viele Leute glaubten, die Ankündigung sei amtlich und es solle Revolte gemacht werden.“ Der Schwurgerichtspräsident war erstaunt, die Geschworenen bestätigten aber die Richtigkeit der Aussage und sprachen die meisten Randalirer frei. Dieses Jbyll sollte die Behörden lehren, wie nöthig es ist, in der Auswahl der Beamten, die man in Zeiten starker Erregung in solche Gegenden schickt, recht vorsichtig zu sein.

Zwei hochsommerliche Hofberichte:

I. „Der Kronprinz wurde vor einigen Tagen in Potsdam von einem eigenartigen Unfall, den er aber mit guter Laune auffaßte, betroffen. Er kam in Begleitung eines Offiziers vom ersten Garde-Regiment zu Fuß die Schloßstraße entlang, wo der Hofbäckermeister Gericke sein vor einigen Jahren umgebautes Haus mit einem

